

## IV. CAPITEL.

### Der Graben.



is in's XII. Jahrhundert war der Graben ein wirklicher „Festungsgraben“, der sich von der „Naglgasse“ über den „Freisingerhof“ (heute Trattnerhof) fortsetzte, dann aber bei zunehmender Bevölkerung (zur Zeit der dritten Stadterweiterungs-Periode unter Leopold VII.) wieder aufgelassen, ausgefüllt und mit Häusern bebaut wurde. Die neue Stadtmauer kam weiter südlich herabversetzt und die an der Stelle des alten Festungsgrabens aufgebauten Häuser an der Seite des heutigen „Sparcassagebäudes“ bildeten (wenn der Ausdruck erlaubt ist) eine Art „Erste Wiener Ringstrasse“. <sup>1)</sup> Bald war der Graben ein Hauptverkehrspunkt der Stadt; es concentrirte sich hier der Handel, der Verkehr, die Promenade; eine Reihe für die damalige Zeit ungewöhnlich stattlicher Häuser, wie z. B. jenes des „Paltram“ oder „Vorlauf“ etc., fand hier ihre Stelle und noch aus dem XVII. und XVIII. Jahrhundert sind uns kostbare Abbildungen von Bauten erhalten, die durch ihre hohen Giebeldächer, schmutzigräucherigen kleinen Fenster, schmalen Thoreingänge und Stiegen ihren frühzeitigen Ursprung verrathen.

Aber mit dem Wachsen des Verkehrs machte sich auch das Bedürfniss nach „Erweiterung“ fühlbar und so manches alte Winkelwerk musste jetzt der Spitzhacke der Demolirung zum Opfer fallen und dem nach freiem Athem ringenden Wien wieder Platz machen, so z. B. im Jahre 1840 die beiden Häuser vor dem Sparcassagebäude, welche das „Paternostergässel“ bildeten, <sup>2)</sup> und im Jahre 1860 die Häusergruppe des ehemaligen Schloßergässel. Jetzt war eine breite Durchfahrt gegen den Kohlmarkt und Stefansplatz hergestellt, wodurch der Graben unendlich an Schönheit und Ausdehnung gewann; es trat an die Stelle der alten schmalen Häuser neben dem Trattnerhof der imposante „Aziendahof“ und an die Stelle der schmutzigen Häusergruppe im „Schlossergässel“

<sup>1)</sup> Zur Zeit der dritten „Stadterweiterungs-Periode“ wurde die alte Stadtmauer (die während der zweiten Erweiterung durch die Naglgasse über den Graben, längs der heutigen Sparcassa, Trattnerhof, über den Stock-im-Eisenplatz sich hinzog) etwas südlicher herabgerückt, so dass sie (vom Heidenschuss durch die Strauchgasse herabreichend) jetzt die ganze Herrengasse durchlief, den Michaelerplatz, Neuen Markt und Kärntnerstrasse durchschnitt und die ganze Himmelfortgasse entlang bis zur Seilerstätte sich erstreckte, in Folge dessen die neuen „Grabenhäuser“, welche an die Stelle des ausgefüllten „Festungsgraben“ zu stehen kamen, in den Stadtrayon einbezogen wurden. Vide: Ritter v. Camesina's „Oertliche Entwicklungen der Stadt Wien“, Tafel V.

<sup>2)</sup> Das **Hirschenhaus** Nr. 570, das gegen die heutige Sparcassa gekehrt war, und das **Schallenberg'sche** Haus (569), das gegen das erstere um einige Klafter zurücktrat und durch seine Rondellen erkennbar war, beide schlossen den Graben ab, indem sie quer über denselben parallel mit dem Kohlenmarkt liefen und mit der einen Front des Schallenberg'schen Hauses an der den Rondellen zugekehrten Seite das **Paternostergässel** bildeten, das seinen Namen von den vielen Verkäufern von „**Rosenkränzen**“ (**Paternosterschnüren**) herleitet. Die „**Rosenkranzmacher**“ wurden bereits 1405 unter **Albrecht V.** zu einer eigenen Zunft erhoben und ihre Rosenkränze oder „**Setzen**“ waren so allgemein in der Modé, dass man sie bei Jedermann als „**Toilettstück**“ fand; die Mädchen trugen den Rosenkranz am Gürtel, die Männer am Schwerte. Durch diesen grossen Absatz wurden sie eine reiche Gilde, auch waren sie die Ersten, die im Aufgebote gegen die Ungarn unter Stadtrath Nikolaus Fluchart die Waffen ergriffen.

das prachtvolle „Haas'sche“ Haus im reichsten französischen Barockstyl mit seinem kostbaren „Portal“, das die ganze Höhe des Gebäudes einnimmt.<sup>1)</sup>

Und somit bildet der Graben in seiner jetzigen Erweiterung die belebteste Verkehrsader der Stadt, die besuchteste Promenade, aber auch das berüchtigtste Terrain für alle jene Lebenslustigen, die ihren einzigen Beruf und ihre Lebensaufgabe im Genusse des sogenannten „Pflastertretens“ finden.

Aber auch in anderer Rücksicht auf die „Culturgeschichte“ hin besehen, ist uns der „Graben“ ein hochbedeutsames „Spiegelbild“ seiner Zeit, ein getreuer Widerschein aller jener immer neu auftauchenden Lebensformen und Wandlungen, die sich von Zeit zu Zeit hier vollzogen, und die durch die geänderten socialen Verhältnisse immer wieder neue Sitten, neue Gebräuche und neue Gewohnheiten zum Vorschein brachten. Eines aber ist dem Graben seit altersher treu geblieben, die ewige Rührigkeit, das ewige Gewühl, die täglich in einem endlosen Gewirre sich kreuzende Menge.

So erzählt uns z. B. **Küchelbäfer** als Augenzeuge, dass noch unter Carl VI. täglich bei der Dreifaltigkeitssäule „Andachten“ abgehalten wurden und zur Sommerzeit um 7 Uhr immer eine Predigt unter zahlreichem Zudrange stattfand; und **Pezzl**, dass schon unter Josef II. (also kaum nach 40 Jahren) der Graben der beliebteste Promenadeplatz der eleganten Welt geworden, und dass im Sommer die ganze untere Seite des Graben von 7 Uhr Abends an mit Stühlen besetzt war, auf denen man bis Mitternacht in aller Gemüthsruhe sorglos plauderte, Limonade trank oder Eis verzehrte, während im nahegelegenen „**Schlossergässel**“ im Kramer'schen Kaffeehaus die Schöngelster und Schriftsteller täglich sich versammelten. Die Herrschaften fuhren Abends mit ihren schweren „Carossen“ am Graben vorbei und liessen sich durch ihre Läufer Windlichter vortragen, die „Sesselträger“ keuchten unter der Last ihrer Passagiere vorüber, und die schmucken „Grabennymphen“ warfen ihre verlockendsten Netze hier mit besonderer Vorliebe aus.

Dies Alles ist heute wohl anders geworden. Die lange Reihe von Stühlen hat sich in zwei elegante Pavillons („Limonadehütten“) verwandelt, nur fehlen ihnen die Gäste, die in jener bewunderungswürdigen Ruhe von ehemals bis Mitternacht ausharrten, denn schon gegen  $\frac{1}{2}$  11 Uhr, nach Theaterschluss, sind heute alle Strassen vollständig geleert. Die „Sesselträger“ mit ihren hellrothen Röcken, so vernünftig und praktisch auch ihre Einführung war, sind gänzlich vergessen und verschwunden, die „Schriftsteller“ geben ihren heutigen Collegen wohl keine täglichen Rendezvous mehr und die sogenannten Genies sind gänzlich aus der Mode gekommen und tragen wenigstens nicht äusserlich ihre Kraft zur Schau, wie sie sich einst durch langwallendes Haar, durch weit flatternde Halsschleifen *à la* Lord Byron signalisirten. Das sogenannte „Genie“ ist heute misscreditirt, und wer noch etwas von diesem göttlichen „Funken“ in sich verspürt, der hütet sich wohl klüglich, selbes zur Schau zu tragen, er schert seine Haare kurz und kleidet sich fein säuberlich wie andere Alltagskinder nach gleichem Schnitt und Muster, denn die Alles nivellirende Cultur duldet keine Extravaganzen und keine Kraftgenies. Auch die schwerfälligen „Adels-carossen“ haben leichten, handsameren Gefährten Platz gemacht, in denen jetzt auch sogar „Bürgerliche“ zu fahren sich erdreisten. Ueber sie Alle kam mit der Zeit der böse „Dämon“ der modernen Speculation, die fieberisch erregende, Alles überhastende Gewinnsucht — Der alte Adel ging unter die Bürgerlichen und wurden jetzt Banquiers, Bankdirectoren, Verwaltungsräthe, Fabrikanten, und mit ihnen verblasste die tausendjährige Poesie des romantischen Ritterthums. Die Kaufleute

<sup>1)</sup> Die Häusergruppe beim „**Schlossergässel**“, welche diesem Neubau zum Opfer fiel, umfasste folgende Hausparzellen und zwar: im Schlossergässel Nr. 598, 597, 596 und 595 und gegen den Stock-im-Eisenplatz die Hausparzellen Nr. 619, 620, 621, 622, 623 und 625, endlich im bereits verschwundenen „**Krautgässel**“ das Haus Nr. 1093, welches die Seilergasse bei seiner Ausmündung gegen den Graben in zwei Arme theilte, wovon der eine „**Krautgässel**“ und der andere „**Seilergasse**“ hiess. Bei dem Wegfall dieses Hauses ist natürlich auch das Krautgässel verschwunden.

wurden statt ihrer „Aristokraten“ und die Aristokraten „Kaufleute“, beide wechselten die Rolle. Da aber keiner der beiden sein neues Geschäft recht verstand, der „Altadelige“ nie ein rechter Kaufmann war, der „Kaufmann“ nie zum wahren „Aristokraten“ sich emporzuschwingen vermochte, so ging Vieles schief, und keiner fand seine eigentliche Rechnung dabei. Es dürfte daher wohl heute an der Zeit sein, dass beide nun wieder zu ihren gewohnten Beschäftigungen zurückkehrten. Die kleinen, niederen, mit vergitterten Auslagekästen versehenen Kaufmannsgewölbe der alten Patricierfamilien, die oft ein volles Jahrhundert hier ihr Geschäft unter selbem Namen und am selben Flecke betrieben, wurden seit den letzten vier Decennien durch elegante Magazine mit prachtrahlenden Auslagen und neue speculative Firmen (jetzt wohl oft nur von kurzer Dauer) ersetzt. Mit einem Wort Alles ist grossartiger geworden, eleganter, geschmack- und stylvoller, ob aber auch „besser“ und „vertrauenerweckender“, das ist eine andere Frage. Selbst die vielen alten Schilder, die den Platz gemüthlich belebten und besonders die Fremden durch ihre bunte Farbenpracht anheimelten, sind längst verschwunden und bis auf ihre Namen vergessen. Wer erinnert sich heute noch am Graben der „schönen Linzerin“, des „Erzherzog Carl“, „Papageno's“, „zum Jüngling“, Laporta's „zum Amor“? Es sind dies längst versunkene Namen, und die wenigen bejahrten Firmen, die noch übriggeblieben, sind zu zählen; und wenn ich die „weisse Katze“, die „goldene Waage“, die „Jungfrau von Orleans“, Maurer's „Husaren“ und Striberny's Waffenhandlung nenne, so dürfte ich bis auf zwei oder drei wohl alle alten populären „Firmen“ genannt haben, die der Sturm der Zeit nicht weggefegt. Wie es mit den „Häusern“ und ihren „Schildern“ erging, so ging es auch mit der Art und Weise, sich hier am Graben zu unterhalten. Andere Zeiten, andere Sitten. Der Graben trug immer die getreue Physiognomie seiner Zeit.

Wir besitzen viele herrliche Ansichten vom Graben aus verschiedenen Jahrhunderten, und würden wir sie alle mit einander vergleichen, so gäbe dies wahrlich ein lehrreiches Studium für Cultur- und Localgeschichte, für Bau- und Kostümkunde, und wir könnten überdies noch mancherlei erspriessliche Wahrnehmungen machen über die wunderbar raschen Wandlungen unserer socialen Zustände, über die erstaunlich schnelle Entwicklung unseres öffentlichen Lebens.<sup>1)</sup>

Eines der vorzüglichsten „alten“ Grabenbilder ist uns aus dem Jahre 1719 erhalten geblieben, es macht uns (wie *Figur sub 44* zeigt) mit dem damaligen Strassenleben, sowie in seinen trefflichen „Staffagen“ mit dem damals herrschenden Geschmacke bekannt, der sich im Bilde durch mancherlei intime Details so recht lebenswarm und für Jedermann verständlich ausspricht.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Eine herrliche Ansicht, gezeichnet von Hackhoffer, gestochen von Peffel und Engelbrecht, welche dem Mayer'schen Erbhuldigungszug Carls VI, vom 8. November 1712 beigegeben ist, dann ein Quartblatt, von Fischer v. Erlach gezeichnet, und von Delsenbach gestochen, ferner eine andere Delsenbach'sche Abbildung, die Katzler neu gezeichnet und in der gediegenen Waldheim'schen illustrierten Wochenschrift Nr. 20 vom Jahre 1860 abdrucken liess, endlich jene von Schulz 1781, Probst, Wilder, Sandmann, Bensa etc., sind schätzenswerthe Erinnerungsbilder des alten Graben.

<sup>2)</sup> Das Bild, von Fischer von Erlach gezeichnet und von J. A. Delsenbach gestochen, aus dem Jahre 1719, führt die Aufschrift: Ansicht des Wienerischen Grün Markt, der Graben genannt. 32 cm. breit und 22 cm. hoch. Wir sehen rechts in der Ecke das sogenannte **Elephantenhaus** (auch „zum goldenen Löwen“ genannt), wo noch in den Fünfziger-Jahren gegen die Schlossergasse zu Bermann seine Bilderhandlung hatte und durch seine reichbesetzte Bilderauslage oft Hunderte von Neugierigen anlockte; diesem zunächst den alten „**Sreifingerhof**“, an dessen Stelle 1774 der Trattnerhof kam, dormalen aber noch die vier kleinen Mansardenhäuschen vorgebaut stehen; ferner vor denselben den Brunnen, um dessen Becken damals noch (wie wir sehen) ein reichverziertes „Eisengitter“ lief, welches jedoch im Jahre 1804 cassiert und der heilige Leopold als Brunnenstatue von Matielli, ziemlich klein, ohne erheblichen Kunstwerth, durch ein grösseres Steinbild von Fischer ersetzt wurde, um den Brunnen und zwischen diesem und der Statue dreifache Reihen Stände von Grünwaaren, von denen der Graben damals seinen Namen „**Grünmarkt**“ erhielt; in der Mitte die „**Pestsäule**“, die damals an die Stelle einer früheren hölzernen kam, im Hintergrund das gräflich Schallenberg'sche Haus mit seinen zwei gegen den Kohlmarkt zugekehrten Eckrondellen und etwas mehr vorgebaut das alte Hirschenhaus mit der gleichnamigen „**Apotheke**“, endlich gegen die heutige Sparcassa das durch diese beiden Häuser gebildete Paternostergassel, welches aber wegen der vorstehenden Pestsäule am Bilde nicht bemerkt werden kann, vor dem Hause den Springbrunnen mit der Statue des heiligen Johannes, ebenfalls mit Eisengitter. Zwischen



Fig. 44.

Der Graben im Jahre 1719.

Was jedoch die „neuen“ Grabenbilder betrifft, so erinnere ich mich ganz besonders an Eines. Es wird mir durch seine frappirende Wirkung in Farbe und Composition gewiss unvergesslich bleiben. Ich sah es das erste Mal im Künstlerhause; es machte viel von sich sprechen, wurde bald berühmt und kam schliesslich ins Belvedere, wo es sich noch jetzt befindet. Es ist von unserem wackeren Landsmann, dem trefflichen Carl Karger mit ausserordentlicher Bravour gemalt, und ich würde dieses grosse Oelbild jedem zur Ansicht empfehlen. Einstweilen mögen sich meine Leser mit einer getreuen Copie begnügen, die ich hier in *Figur 45* folgen lasse.

Es gibt uns in kräftigen, der Natur warm abgelaschten Zügen ein treues Spiegelbild des Jagens und Treibens am heutigen Graben, und führt uns die schreiendsten Contraste vor Augen, eine wahre „Musterkarte“ von Pferden, Wägen und Menschen aus allen Schichten der Gesellschaft, die hier in drängende Berührung aneinandergerathen. Zwischen „Taschendieben“ und „Speculanten“, „Staatsmännern“ und „Modegecken“, blassen Hungerleidern und behäbigen Gourmands hindurch sind auch jene vielen permanenten „Grabenfiguren“ nicht vergessen, die als prägnante „Typen“ des ächten Wienerthums zu beachten sind und die wir noch heute am Graben antreffen. Ich meine jene aufdringlichen Pintschverkäufer, jene lachenden „Figurini“, keck chausierte Wäschermädel, coquette Marqueure und kreuzfidele Schusterjungen mit dem niefehlenden Cigarrenstummel im Munde.

Der Künstler hat auch einige Porträts von Persönlichkeiten beigefügt, die zu den populärsten Erscheinungen Wiens gehören; vor allen den einst so freundlich grüssenden, verstorbenen greisen Vater unseres Kaisers, den drastischen Maler Streitt mit seiner herausfordernden Stellung, den gleichfalls verstorbenen ewig jungen Baron Henikstein, der sich gefiel mitten im schneeigsten Winter im Frack und weissen Beinkleid im Prater zu reiten, und mehrere andere Koryphäen des Salons, der Börse und der Wiener Gesellschaft. Aber unter allen diesen merkwürdigen Specialitäten dürfte der sogenannte „Grabenfiaker“ ganz besonders bemerkenswerth sein.

Er ist das originellste Prototyp aller Wiener Fiaker, der reinste Typus des Volkes, unter den gemeinen Civilisten das, was der „Deutschmeister“ (Edelknabe) unter der Militärmannschaft. Der „Graben-Fiaker“ *par excellence* ist unter allen Wiener Fiakern bekanntlich der beste, er hat die schärfsten Traber, die nettesten Wägen und die schneidigsten Kutscher. Es ist mir eine köstliche Anekdote erinnerlich, die des Erzählens werth.

Anfangs der Zwanzigerjahre war es, als Graf Wurmser das erste Mal nach Wien kam. Er nahm in der Kärntnerstrasse sein Absteigquartier, das er am nächsten Morgen verliess, um den vielberühmten „Graben“ kennen zu lernen. Unbekannt mit den Strassenzügen schlenderte er eine kurze Strecke fort, bis er auf einen Fiakerplatz kam, wo er den ersten besten Wagen wählte und dem Kutscher zurief: „Auf den Graben!“ Dieser sprang vom Bocke, öffnete den Wagenschlag, der Passagier setzte sich ein, worauf der Kutscher flugs um den Wagen bog, den anderen Schlag aufriss und ehrerbietig sagte: „So, Euer Gnaden, wir sind schon da, nit wahr, dös geht g'schwind mit an Wiener Fiaker?“ Es war nämlich knapp vor dem Trattnerhof. Der Graf,

diesem Brunnen und der Front des Hirschenhauses wurden bei den jedesmaligen Erbhuldigungsfesten die Triumphbögen und Festgerüste aufgestellt, wo rother und weisser Wein floss und Fleisch und Brod unter das Volk vertheilt wurde. Charakteristisch sind an den Dächern der linken Häuserreihe die grossen „Wasserspeier“ (Dachrinnen), die bis in die Mitte der Strasse reichten und bei starken Regengüssen oft gefährlich wurden. Ganz eigenthümlich muthen uns die vor den Kaufläden angebrachten kleinen Auslagekästen an, in welchen sich hinter Glas und kleinen Gitternetzen die verschiedensten kostbaren Musterwaaren befanden und durch weit vorspringende „Vordächer“ vor Sturm und Regen geschützt waren, endlich die reiche Staffage mit schwerfälligen Reitern und noch schwerfälligeren Carossen und behäbigen Fussgehern, darunter Hofherren voll Grandezza, im Vordergrund ein *Hofbatschier* mit Mantel und Hellebarde, gegen die Mitte Sesselträger mit einer Sänfte, mehrere Stutzer mit grossen Allongeperrücken, wegen deren Umfang sie ihren Chapeau nicht aufsetzen konnten, sondern ihn stets auch auf der Gasse unter dem Arm tragen mussten. Rechts im Vordergrund fallen uns mehrere „Höckerinnen“ („Fratschlerinnen“) in's Auge, die ihre Meinungen (wie dies damals häufig stattfand) etwas lauter und handgreiflicher auszutauschen pflegten, als es sonst nöthig war.

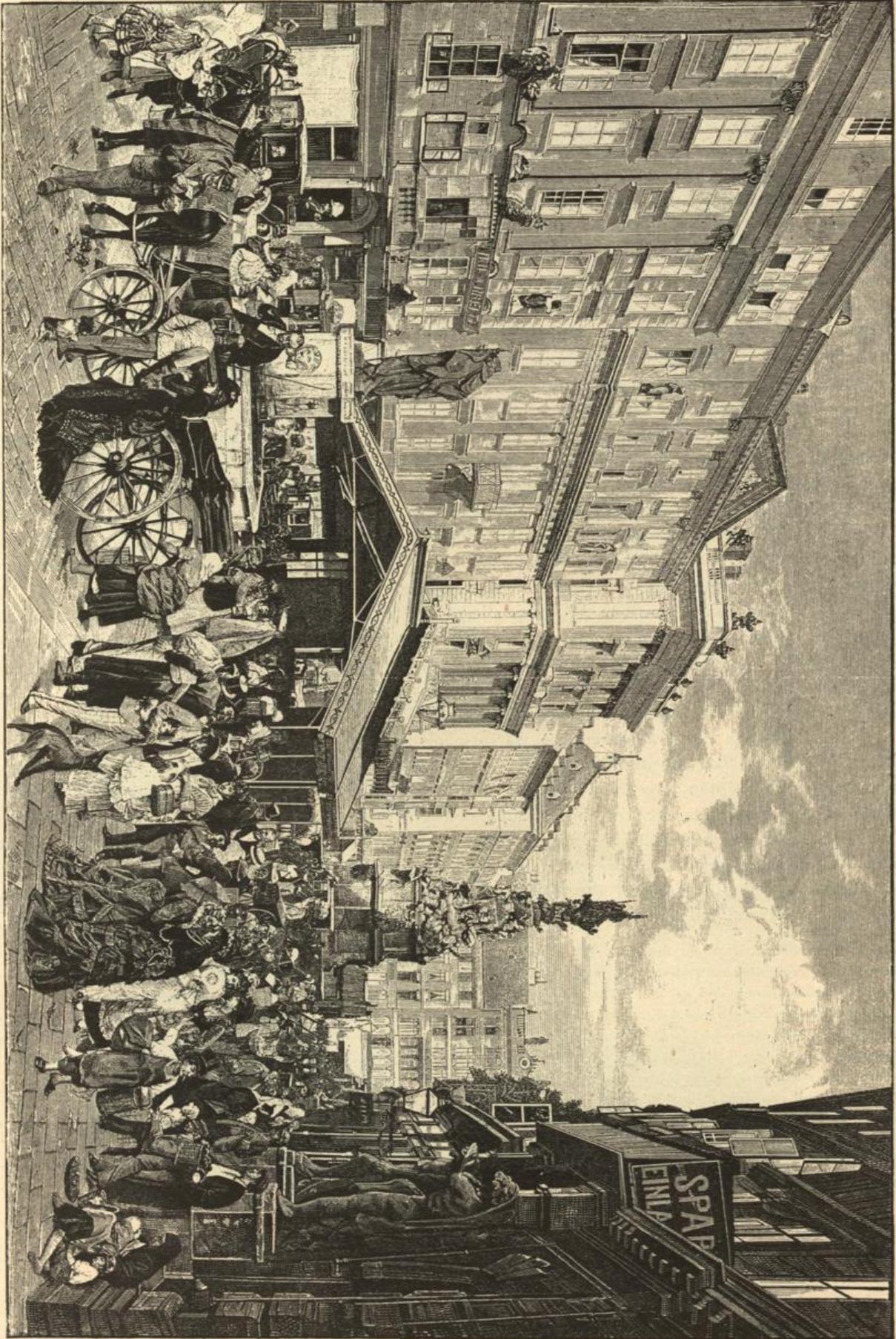


Fig. 45.

Der Graben aus der Gegenwart.

anfangs verblüfft, verstand sogleich die Situation, lächelte und gab dem Manne, der so ehrlich war, ihn, den Fremden, seine locale Unkenntniss nicht mit einer stundenlangen „Kreuz- und Querfahrt“ büssen zu lassen, einen Ducaten und behielt ihn fortan als „Leibfiaker“. Graf Wurmser, später stockblind, erzählte gerne diese Anekdote und sagte stets: „Ich habe die sprichwörtlichen Eigenschaften der Wiener, ihre „Ehrlichkeit“ und ihren „Witz“, zuerst an einem „Wiener Fiaker“ auf dem unreinigen, ureigenen Graben kennen gelernt.“

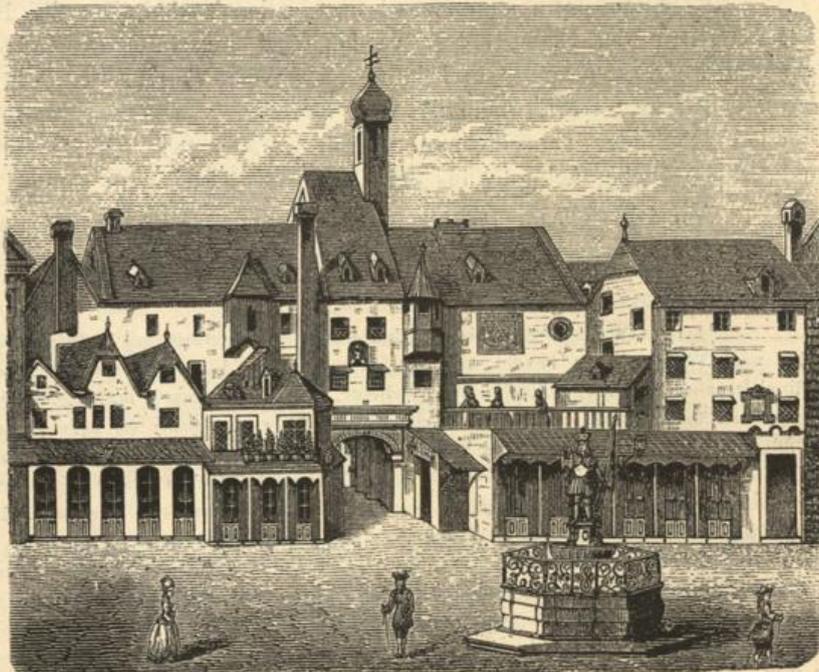
Von den vielen alten Häusern, die hier noch von der Demolirungsmanie unserer Tage glücklich verschont blieben und an die sich ein geschichtliches oder locales Interesse knüpft, sind wohl nur noch wenige übrig, und von diesen wenigen folgende besonders bemerkenswerth:

### Der Trattnerhof Nr. 618 (neu 29).

Er hiess früher „**Sreifingerhof**“, weil er vom Bischof Otto von Freisingen (dem berühmten Sohne Herzog Leopolds des Heiligen und Bruder Heinrichs Jasomirgott) im Jahre 1146 erbaut wurde. Es war ein alter, weitläufiger und höchst unregelmässiger Bau, der

rückwärts aus vier und gegen den Graben aus fünf kleineren Häusern bestand. Der auf unserem alten Grabenbild sub **Figur 44** hinter dem Röhrbrunnen sichtbare Theil dürfte wohl der älteste gewesen sein. Noch deutlicher versinnlicht unsere Ansicht in **Figur 46** den „Freisingerhof“ mit all seinen An- und Umbauten.

Das alterthümliche zweistöckige Hauptgebäude mit seinem massigen schwerfälligen Thoreingange erinnert ganz an eine einsame Burg des Mittelalters. Seine schwarzen Gitterfenster, das schmutzige, finstere Gemäuer, das unregelmässige Zickzack der spitzigen Dachstühle jener fünf schmalen vorgebauten Häuschen, sie alle tragen ganz den Charakter des Baustyls ihrer Zeit. In der Mitte des Bildes sehen wir das hohe Dach, ober dem Hauptportale eine „Nische“ mit dem Freisinger'schen Hauswappen, rechts eine Steintafel mit der Inschrift vom Jahre 1684, die sich auf die glückliche Errettung Wiens 1683 aus der Türkengefahr bezieht. <sup>1)</sup>



**Fig. 46.**

Der alte Freisingerhof.

Das alterthümliche zweistöckige Hauptgebäude mit seinem massigen schwerfälligen Thoreingange erinnert ganz an eine einsame Burg des Mittelalters. Seine schwarzen Gitterfenster, das schmutzige, finstere Gemäuer, das unregelmässige Zickzack der spitzigen Dachstühle jener fünf schmalen vorgebauten Häuschen, sie alle tragen ganz den Charakter des Baustyls ihrer Zeit. In der Mitte des Bildes sehen wir das hohe Dach, ober dem Hauptportale eine „Nische“ mit dem Freisinger'schen Hauswappen, rechts eine Steintafel mit der Inschrift vom Jahre 1684, die sich auf die glückliche Errettung Wiens 1683 aus der Türkengefahr bezieht. <sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Die Tafel, welche nach dem Abreissen des Hauses 1773 verschwand, lautete:

„Alle, die ihr vorübergeht — Diesen Stein wohl besetzt;  
Anno 1683 am 14. Juli hat der Türk mit 200.000 Mann, — Die Stadt gegriffen an;  
Den 12. September ist unser Succurs angekommen, — Und ihm seine Stärk benommen,  
Mit Verlust Aller seiner Sachen, — Er ihn von Wien hat weichen machen;  
Darum die dieses lesen wern, — Müssen loben, preisen und ehren  
Von nun an bis in Ewigkeit — Die heilige Dreifaltigkeit!“

Hans Kaspar Neuhauser.“

Eigenthümlich muthen uns die ritterburgartigen Erkervorsprünge zu beiden Seiten des Portales an, sie sind mit eigenthümlich hohen Spitzdächern gekrönt. Im Hintergrunde erhebt sich die „Georgscapelle“ mit ihrem schlanken viereckigen Thurme und runder Blechkuppel.

Rechts an der Mauerwand ober dem hölzernen Balcone ist eine mächtig grosse Sonnenuhr bemerkbar. Weiter im Schlossergässchen standen die beiden übrigen Theile des Freisingerhofes, wovon der eine beim Eingang in's Schlossergässchen aus zwei und der andere aus drei Stockwerken bestand. Im Jahre 1773 kaufte der Hofbuchdrucker Johann Thomas Edler von Trattnern den bereits baufällig gewordenen Freisingerhof nebst den anstossenden Häuschen, liess Alles noch im Mai desselben Jahres niederreißen und erbaute den herrlichen, für die damalige Zeit nicht wenig imponirenden, nach ihm benannten Trattnerhof, der bereits im Mai 1776 in seiner heutigen Gestalt vollendet wurde. Auch eine neue Hauscapelle kam an die Stelle der früheren; sie wurde zwar am 13. Mai 1778 eingeweiht, musste aber schon fünf Jahre darauf (bei Gelegenheit, als Josef II. das Verbot der Privatcapellen ergehen liess) wieder aufgehoben werden.

Beachtenswerth sind die schönen, edlen Verhältnisse des Baustyles, die der Architekt Peter Mollner der Hauptfront verlieh, auf der Höhe des Gebäudes die schönen Figuren des Bildhauers Tobias Kögler und in der Mitte des Daches der Adler mit der Devise Trattner's: „*Labore et favore*,“ sowie ebenfalls von ihm jene überlebensgrossen imposanten „Karyatiden“ zu beiden Seiten der Thoreingänge als Balconträger (wie wir sie in Figur 45 sehen), an die sich eine köstliche Liebesanekdote aus der Jugendzeit Trattner's knüpft.<sup>4)</sup>

Am 16. Februar 1826 war der Trattnerhof der Gegenstand allgemeinen Aufsehens; im dritten Stockwerke im vorderen Tracte des Hauses wohnte nämlich der in aristokratischen

<sup>4)</sup> Trattner kam nämlich, nachdem er seine Lehrlingsjahre in Wiener-Neustadt zubrachte, als armer Setzergehilfe nach Wien, wo er in der Officin des Hofbuchdruckers von Ghelen Beschäftigung fand und sich in ein bildhübsches, aber hochnasiges Edelräulein verliebte. Seine Bemühungen, ihr zu gefallen, blieben erfolglos. Als er später nach Jahren selbstständig wurde und seine eigene Druckerei besass, setzte er seine Liebesbewerbungen fort, doch mit gleichem Misserfolge. Die holde Angebetete blieb kalt und wies den bürgerlichen armen Mann zurück. Zwischen „Herz“ und „Geld“ (den beiden einzigen Endpunkten aller weiblichen Philosophie) fiel eben letztes bei ihr zu schwer in die Wagschale, um einem armen, aber braven Manne Gehör zu geben. Nun erwachte in ihm der Stolz eines schwerbeleidigten Gemüthes, er schlug sich die Liebesgefühle aus dem Herzen und warf sich mit verdoppeltem Eifer auf sein Geschäft. Die damaligen Buchdruckerverhältnisse waren ihm just günstig, die Vermehrung der Brochurenliteratur, der bedeutende Nachdruck (dessen Begünstigung damals im Staatsprincipe lag) schnellten ihn rasch empor, seine Redlichkeit und sein anerkanntes Genie verschafften ihm Freunde, durch deren Unterstützung er schon im Jahre 1748 eine grosse, wohleingerichtete Druckerei in der Josefstadt errichtete, wo er alle Zweige der Buchdruckerei und des Buchhandels mit kundiger Hand vereinte und leitete. Jetzt war seine Carrière gemacht, und, wie ein Pfeil vom Geschosse einmal abgedrückt unaufhaltsam zum Ziele jagt, so wurde er vom Glücke emporgeschwungen von Erfolg zu Erfolg. Maria Theresia ernannte ihn zum Hofbuchdrucker, Franz I. zum Reichsritter mit dem Prädicate Edler von Trattner, und Leopold II. gab ihm den ungarischen Adel. Der „Ehre“ folgte alsbald auch ein nicht unbedeutendes „Vermögen“; er kaufte im Jahre 1767 eine eigene Papiermühle und 1773 den bereits baufällig gewordenen Freisingerhof. Der Zufall aber, der im Leben wie in der Liebe gleich oft eine Rolle spielt, wollte es, dass seine ehemalige, aber bereits alternde Spröde am Graben und noch dazu vis-à-vis im heutigen Döbelhoffschen Hause ein bescheidenes Stübchen hatte. Der Ruf von Trattner's Ruhm und Vermögen drang auch zu ihren Ohren, und der Glanz des vor ihren Augen emporwachsenden Palastes blendete vollständig ihr Auge und erweckte in ihr die qualvollste Reue. Sie beschloss endlich ihm zu schreiben, wobei sie unter den wärmsten, aber auch wichtigsten Entschuldigungen die Gründe ihrer ehemaligen Sprödigkeit auseinandersetzte. Der Brief langte wohl an seine Adresse, aber welche Wirkung machte er auf den jetzt weltklugen, erfahrenen Mann! Trattner blieb standhaft, durchblickte die „Heuchlerin“ und schickte den Brief zurück, auf den er die „zwei“ Worte schrieb: „Zu spät,“ und befahl sogleich seinem Bildhauer Kögler, eine jener nackten Figuren mit dem weniger ästhetischen Theile des Körpers gegen das Fenster der enttäuschten Dame zu kehren, und die Wiener haben noch heute eine bleibende Erinnerung an das Ende dieses Liebesromanes, der so traurig für die Romanheldin ausfiel, denn noch heute nimmt die Statue jene allzu pikante Stellung gegen das Fenster der Spröden ein. — Die Rache also währte über das Grab.

Kreisen wohlbekannte angebliche Graf Jaroschinsky. Er unterhielt damals ein Liebesverhältniss mit der so berühmten und populären Schauspielerin des Leopoldstädter Theaters, „Therese Krones“. Da seine galanten Aufmerksamkeiten mehr Geld in Anspruch nahmen, als er zu bestreiten vermochte, verfiel er auf den ruchlosen Gedanken, sich des Vermögens seines ehemaligen Lehrers und Freundes, des 80jährigen Abbé's Johann Conrad Blank, gewaltsam zu bemächtigen. Am 12. Februar schlich er sich in dessen Wohnung, Johannesgasse Nr. 19, wo er ihm mit einem Küchenmesser zwei tödtliche Stich- und sieben Hieb- und Stosswunden versetzte und sich seiner sämtlichen Obligationen bemächtigte, die an ihm zum Verräther werden sollten. Am 16. Februar feierte Jaroschinsky bei sich zu Hause eine seiner gewöhnlichen Orgien in Gesellschaft mehrerer seiner Freunde und seiner vielgeliebten Therese. Es floss der Champagner in Strömen, Therese sang ein lustiges Lied, die Freunde scherzten und lachten, und auch Jaroschinsky bemühte sich, in den heiteren Ton des allgemeinen Frohsinns mit einzustimmen. Die Tafel war bereits aufgehoben und die lustige Gesellschaft war im Begriffe sich an den Kartentisch zu setzen, als plötzlich dumpfe, langgezogene Töne wie Trauermusik von der Gasse aus hörbar wurden.

Man öffnete die Fenster, ein Leichenzug schritt langsam und feierlich vom Stefansplatze über den Graben. Es war das Begräbniss des erschlagenen Conrad Blank, dessen räthselhafte Ermordung seit einer Woche das allgemeine Tagesgespräch war. — Die Gäste bemerkten wohl eine momentane Verstimmung am ganzen Wesen Jaroschinsky's, die aber alsbald wieder weggescherzt wurde. Nun aber pochte es laut an den versperrten Thüren des Salons. — Eine Stimme verlangte Einlass (für Jaroschinsky glich sie der mahnenden „Stimme“ des „bösen Gewissens“). Ein weiterer Widerstand war fruchtlos, denn eine Schaar von Polizisten besetzte die Stiegen und Thoreingänge, man bemächtigte sich der Person Jaroschinsky's, und unter grossem Zulaufe des Volkes wurde seine Verhaftung und Transportirung in's Gefängniss vorgenommen. Dieser seltene Fall von Brutalität machte einen tieferschütternden Eindruck auf die Bevölkerung, und noch nie fand eine Hinrichtung in Wien unter grösserem Aufsehen statt, als jene am 30. August 1827. — Therese Krones aber, die Repräsentantin des echten Wiener Humors, der Liebling der Wiener, die ewige Jugend, wurde schwer krank, und als sie wieder nach ihrer Genesung die Bühne betrat und vom Publicum mit Zischen empfangen wurde, verfiel sie in düstere „Schwermuth“, der sie schon nach zwei Jahren durch hinsiechendes Fieber erlag.

### Das Elefantenhaus oder das Haus „zur goldenen Krone“ Nr. 619

hat seinen Namen von dem gleichnamigen Schilde „zum schwarzen Elefanten“, einem Steinbilde, das an der linken gegen den Stock-im-Eisen zugekehrten Seite des Hauses unterhalb der Fenster des ersten Stockwerkes aus Sandstein angebracht war. Dieses Basrelief, „einen Elefanten“ darstellend, stammt aus der Mitte des XVI. Jahrhunderts und verdankt seine Entstehung der Rückkehr des Prinzen Maximilian II. aus Spanien nach Wien, an die sich ein damit in Verbindung stehendes merkwürdiges Ereigniss knüpft.

Der Prinz wurde nämlich von seinem Vater Ferdinand I. aus Spanien berufen, um in Wien bleibend, seinen Wohnsitz zu nehmen. Der 14. April 1552 war daher für die Stadt ein Tag freudigster Erregung, als es verlautete, der Prinz werde mit seiner erlauchten Gemahlin, der schönen Marie (Tochter seines Oheims Kaiser Carls V.), nun seinen feierlichen Einzug halten. Schon früh Morgens waren alle Strassen wie in einen blühenden Zaubergarten umgewandelt; wohin das Auge sah, nichts als duftende Blumen, grünende Zweige, flatternde Fahnen, Tücher aller Farben, Teppiche, vor Allem aber jene kostbaren „Prunkgefässe“ und altererbten „Willkommenbecher“ aus getriebenem Silber und Gold, die an den weitgeöffneten Fenstern und Erkerbrüstungen aufgestellt waren, und auf die sich die wohlhabenden Bürger nicht wenig zu gute thaten, daher sie keine Gelegenheit verabsäumten, selbe als Zeichen ihres Wohlstandes bei derlei Anlässen ziemlich aufdringlich allenthalben in den

Vordergrund zu stellen. Die Strassen wogten jetzt von der herbeiströmenden Menge, die gekommen war, den ritterlichen kaum 25jährigen Prinzen und seine blühenschöne Gemahlin zu begrüßen. Alles schimmerte in punter Farbenpracht, von milden Strahlen eines warmen Lentzages beglänzt. Um 2 Uhr ertönte das erste Zeichen von den Mauern der Stadt; die Neugierde war auf's Höchste gespannt; nur langsam näherte sich der Zug, und man hatte jetzt Gelegenheit, die Pracht und Herrlichkeiten der spanischen Trachten und ihre kostbaren Schmucksachen zu bewundern. Doch die goldgestickten Gewänder, die achtpännigen schwer von Gold strotzenden Wagen, die lichtstrahlenden Pferdegeschirre, sie alle waren nichts gegen die Ueberraschung, die der liebenswürdige Prinz seinen getreuen Wienern eben darbot. Ein schwarzes, vierfüßiges, colossales Ungeheuer, das wie ein auf vier runzeligen Pilastern langsam sich hinschiebender Berg sich ausnahm, nahte jetzt mitten im Festzuge, und Aller Augen waren nun auf dieses Thierungeheuer gerichtet. Anfangs wich man wohl scheu zurück, denn man hatte noch nie ein ähnliches gesehen und hielt es für ein wildes und im Verhältniss zu seiner Körpergrösse sicherlich auch raubgieriges Thier. Erst als man sich demselben näherte und es gefahrlos betasten konnte, begann die Furcht allmählig zu schwinden und man drängte sich jetzt ganz sorglos herbei, und der galante Prinz liess den Zug öfter halten, um den Wienern Gelegenheit zu geben, den Elephanten gemächlich zu betrachten. So ging es eine Weile glücklich vorwärts, bis in die Mitte des „Grün-Marktes“ (wie damals der Graben genannt wurde). Unter den Zuschauern befand sich hier auch Marie Gniger, zweite Gemahlin des Hausbesizers „zur goldenen Krone“, des Raitraths Anton Gniger. Sie hatte ihr fünfjähriges Töchterlein am Arme. Als nun der Zug knapp vorbeikam und das Volk sich herzudrängte, erhielt die Frau von der rückwärts nachschiebenden Menge plötzlich einen heftigen Stoss, wodurch das Kind ihren Händen entglitt und zu den Füßen des Elephanten kollerte, so dass es im nächsten Augenblicke zertreten zu werden in Gefahr stand. Dem herzerreissenden Aufschrei der Mutter folgte ein hundertstimmiger Hilferuf, und Alle blickten voll Entsetzen nach dem Elephanten. Doch dieser, klug und ernst wie er war, beschrieb jetzt mit seinem Rüssel, um sich Raum zu schaffen, einen weiten Bogen und hob dann ruhig und behutsam das schreiende Kind mit seinem Rüssel hoch über die Häupter empor und überreichte es mit dem Anstand eines Cavaliers unverletzt der weinenden Mutter. Natürlich folgte ein nicht endenwollendes Jauchzen, das den Elephanten auf seinem weiteren Zuge begleitete. Der Vater aber liess zur Erinnerung an sein errettetes Kind einen grossen Elephanten aus Sandstein anfertigen, und selben an die Mauerseite des Hauses mit folgenden Versen setzen:

Dies Thier heisst Elephant,  
Welches ist weit und breit bekannt,  
Seine ganze Grösz, also Gestalt,  
Ist hier gar fleißig abgemalt;

Wie der Kaiser seinen Sohn Maximilian  
Aus Hispanien hat bringen la'n  
Im Monat April für war,  
Als man zählt 1552 Jahr.

Dieses Basrelief sammt Inschrift blieb bis 1727 unverändert auf derselben Stelle, war aber um diese Zeit bereits verwittert, so dass man es nun ganz beseitigte und an dessen Platz ein grosses Wandgemälde setzte. Erst 1780 während einer Renovirung wurde das „Gemälde“ über-tüncht und dann nicht wieder hergestellt. Der Elephant aber, der so viel von sich reden machte, kam zur öffentlichen Besichtigung in die grosse Scheune der sogenannten „Schebenzaltun“, wo ehemals das Wasserglaciis bestand, und dann in die damalige „Menagerie“ des „Neugebäudes“ bei Simmering (heute „Arsenal“), wo er aber schon das nächste Jahr zu Grunde gegangen sein muss, denn aus einer Stadtarchiv-Urkunde vom Jahre 1554 geht unzweifelhaft hervor, dass dem städtischen Rathe Sebastian Hutstall ein elfenbeinerner „Armsessel“ auf Befehl des Kaisers zum Geschenke gemacht wurde, der aus den Knochen dieses Elephanten angefertigt ward. Mit dem Verschwinden des Bildes trat auch sein Name immer mehr in den Hintergrund, und es gewann die Bezeichnung „zur goldenen Krone“ immer mehr die Oberhand. Seit 1700 gehörte das Haus dem Apotheker Paul Leonhard Gimnich, der hier seine Apotheke mit dem Schilde „zur goldenen Krone“

hatte und an der Front des Hauses zwischen dem ersten und zweiten Stockwerke eine in Feuer vergoldete Krone in einem reichverzierten Rahmen in die Mauer als Wahrzeichen einfügen liess.<sup>1)</sup>

Aber noch eine andere interessante Specialität barg dieses Haus in seinen bescheidenen Mauern, es war dies das berühmte „Kramer'sche“ Kaffeehaus, das schon zur Zeit Maria Theresias bis in die Josefinische Epoche als ein „Unicum“ Wiens angesehen werden konnte.

Der Kaffeesieder, ein speculativer Kopf, kam auf den vernünftigen Gedanken, alle bestehenden Zeitungen Deutschlands und die Wiener Journale in seinem Locale aufzulegen. „Den Schriftstellern fehle es (so meinte er) am nöthigen Gelde, um sich all' die kostbaren Zeitungen anzuschaffen, und so werden sie denn ohne Zweifel alle meine Gäste sein.“ — Er begann also mit dem „Wiener Diarium“, der Augsburger Woll'schen „Ordinary“ und der „Neuwieder“ aus dem Reiche der Todten und wirklich, er hatte Recht. Schriftsteller, Literaten, Gelehrte, Künstler und alle Schöngelichter kamen jetzt hierher, und in kürzester Zeit fand sich ein geselliger Kreis von Bekannten und Gleichgesinnten zusammen. Es bildete sich gleichsam ein geistiger „Mittelpunkt“ der Stadt.

Man las und conversirte, man besprach die wichtigsten Ereignisse oder disputirte über Politik, Kunst, Literatur, kurz man sah sich täglich wieder und wurde sich täglich mehr zum Bedürfnisse. Von hier aus erhielt manche wohlthätige „Einrichtung“ ihre erste Anregung, manche nützliche „Neuerung“ ihren ersten keimenden Gedanken. Der joviale Humorist Blumauer, der ein schalkhaftes Lächeln nie ganz zu unterdrücken vermochte, der schneidige Satiriker Liskow, der Stifter der böhmischen Brüder (vom Jahre 1740), Alxinger, Ayrenhoff, Rautenstrauch, der übereifrige Censor Retzer, der Gelehrte Leon, der Dichter Ratschky, der spätere Verfasser des österreichischen Volkshymnentextes Leopold Haschka und viele Andere waren hier tägliche Gäste.

Doch ungeachtet dieses lebhaften Verkehres war das Kaffeehaus nichts weniger als elegant. Die schmutzigen Räume von „Talglicht“ spärlich erleuchtet, die Wände mit Eichenholz getäfelt, sechs massive Eichentische und mehrere schwarzgepolsterte massive Lederstühle und Bänke nebst einem grossen plumpen Wandspiegel waren das einzige Mobiliar dieses bescheidenen und doch so berühmten Locales. Eben so unansehnlich wie die inneren Räume war das Aeussere. Ober der niederen Eingangsthüre hing eine übergrosse blankgescheuerte Kanne und zu beiden Seiten ein etwas verblasstes Mohrenbild von nur bedenklichem Kunstwerthe.

Neben der Häuserreihe zwischen Trattnerhof und Sparcassa hat sich nichts besonders Bemerkenswerthes erhalten, nur das Haus des unglücklichen Bürgermeisters „Vorlauf“, das ihm die Stadt im Jahre 1405 für seine Verdienste schenkte, lebt in einer einzigen Urkunde fort,<sup>2)</sup> ohne dass man jedoch den Standort näher bezeichnen könnte.

Von den übrigen ebenfalls bereits verschwundenen Häusern ist uns vornehmlich noch in Erinnerung:

Das gräflich Schallenberg'sche und das Hirschenhaus, Nr. 569 und Nr. 570. Beide standen, wie schon erwähnt, zwischem dem Sparcassagebäude und dem *vis-à-vis* gelegenen Grabeneckhaus Nr. 18, und beide zählten zu den althistorischen Häusern der Stadt.

<sup>1)</sup> Der älteste nachweisbare Besitzer des Hauses war 1684 Franz Kaufmann, 1700 Paul Leonhard Grimnich, der das ziemlich baufällige Haus in jene Gestalt umbauen liess, wie wir es Alle bis zu seiner gänzlichen Demolirung noch kannten. Nach dessen Tode kam 1775 Josef Bock, *Medicinat-Doctor*, und 1783 sein Vater, 1795 Carl Marinelli und 1822 Jeremias Bermann und Tschitschmann und zuletzt Bermann allein an die Gewähr.

<sup>2)</sup> Im städtischen Grundbuche (Buche der Käufer D, Blatt 252) heisst es: Peter Angerfelder die Zeit Stadtrichter und der Ratgemain der Stadt ze Wien habent geben dem erbaren Mann „Ehnraten dem Vorlauf“ die Zeit Pürgermeister ze Wien und seinen Erben durch den getreuen Dienst den er der genannten Stad getan hat und noch fürder tun soll und mag ain Haus gelegen „am Graben ze Wien“ zenäbst dem Haus des weilent Erhards seligen des Hofstoch gewesen ist (15. Oktober anno 1405).

Das „Schallenberg'sche Haus“ stand einige Klafter hinter dem „Hirschenhaus“ und war durch seine beiden grossen „Eckrondellen“ erkennbar. Die eine Frontseite mit den „Rondellen“ stand gegenüber jener Häuserreihe am Graben, die heute mit Nr. 17 und 18 bezeichnet ist. Die andere Front bildete die Seite gegen den Kohlmarkt und die dritte, dem Sparcassagebäude zugekehrte, das „Paternostergässel“, die vierte und letzte Seite aber, die eigentlich als „Hauptfront“ hätte dienen sollen, weil sie gegen den Grabenplatz gestellt war, wurde durch das vorgebaute „Hirschenhaus“ zum Theile verdeckt, da letzteres die übrige Frontlänge gegen den Graben einnahm. Die Geschichte des Schallenberg'schen Hauses reicht weit in das Mittelalter zurück, und an dessen Stelle stand einst das Meter'sche Haus, welches schon im Jahre 1371 in den Grundbüchern vorkommt und als am Graben neben dem Ellerbach'schen und Zucksschwert'schen Hause gelegen bezeichnet wird.<sup>1)</sup>

Das Hirschenhaus, wie ich es noch aus eigener Anschauung in seiner letzten Gestalt kannte, dürfte sich aus dem letzten Viertel der XVII. Jahrhunderts datiren und ist für jeden Wiener gewiss ein kostbares Erinnerungsdenkmal verschwundener Pracht und Herrlichkeit. Hier an der Front des Hauses wurden regelmässig zur Feier der **Erbhuldigung** die Gerüste aufgestellt. Aus weitbauchigen Fässern floss in hohen Bogen „weisser“ und „rother“ Wein, auch Brod, gebratenes Fleisch und Denkmünzen wurden unter die Menge geworfen. Es lag im Geiste der Zeit, bei allen freudigen oder politisch wichtigen Ereignissen das Volk auch theilnehmen zu lassen, gleichsam sich mit ihm zu identificiren. Und es ist wohl selbstverständlich, dass in jener autoritätslüsternen Zeit der jedesmalige Regierungsantritt mit möglichster Pracht und imponirendster Glanzentfaltung gefeiert wurde. Diese jedesmaligen Huldigungsgerüste (falls sie uns durch alle Jahrhunderte zur Einsicht vorliegen würden) könnten als untrüglicher „Gradmesser“ des jeweiligen Volksgeistes uns zur Belehrung dienen. Denn auf welcher Stufe der jedesmalige Unterthanenverstand sich befand, je mehr oder weniger tief das Vorstellungsvermögen von Vaterlandstreue, Bürgergehorsam, Unterthanenpflicht im Herzen des Volkes wurzelte, mit desto mehr oder weniger überschwänglichen „Emblemen“, mit desto mehr oder weniger überraschenden „Symbolen“ waren diese Gerüste geziert. Ihre stereotype Stelle aber war stets das Hirschenhaus am Graben, so dass regelmässig dieser Platz im Verlaufe des XVI., XVII. und XVIII. Jahrhunderts den eigentlichen „Mittelpunkt“ aller „Erbhuldigungseinzüge“ bildete; und es ist merkwürdig, mit welcher schrankenloser

<sup>1)</sup> Das **Meter'sche Haus** gehörte laut Grundbuch vom Jahre 1371 den Bürgerschwestern Elizabeth und Gerichta (Bertha) Chunrat, die es um 36 Pfund dem Ulrich Leizer von Perchtoldsdorf verkauften, von dem es dann an Zacharias Platner kam. Das **Ellerbach'sche Haus** hatte die alten schwäbischen Ritter von Ellerbach (die schon unter Rudolf I. und Albrecht I. nach Oesterreich einwanderten) zu seinen ersten Besitzern. Von ihnen erzählt die Geschichte, dass sie als tüchtige, kriegsbewährte Männer ihren Dienstherrn in allen Wechselfällen des Lebens mit eiserner Treue ergeben, glänzende Kriegsthaten in Oesterreich vollführten. Gegen Ende des XV. Jahrhunderts verschwindet ihr Name in den städtischen Urkunden. Nur sind uns in den Schriften des Wiener Spruchdichters **Peter Suchenwirt** drei seiner Lobsprüche erhalten, worin uns ein lebenswarmes Bild von den ritterlichen Thaten dieser Ellerbachs gegeben wird. *Vide Duellius hist. ord. Teut. p. 85* und Alois Primmer's Schriften aus dem Jahre 1827 über die Kriegsthaten der beiden Burkard von Ellerbach. — Das Haus der **Erbbürger Zucksschwert** hatte früher den bedeutendsten Theil des Schallenberg'schen Hauses an der Ecke des Paternostergässels eingenommen und war noch in unseren Tagen trotz seiner Vereinigung mit den Nebengebäuden an dem Fenstervorsprunge (auf dem einst im Geschmacke jener Zeit ein Thürmchen gestanden) wohl erkennbar und zeigte sich noch bis zu seiner Demolirung in derselben Gestalt, in der er von **Conrad Zucksschwert** ursprünglich erbaut ward. Dieses Haus nun war der Stammsitz jener angesehenen alterbgesessenen Patrizierfamilie „Zucksschwert“, deren derber Name einer rüstigeren Zeit entspricht, einer Zeit, die ihre Gefühle ungeschminkt und unverlogen zur Schau trug. **Chunrath Zucksschwert** war der Erste, der in den Gewährsbüchern urkundlich vorkommt und der nach einem Rathsprötokolle vom Jahre 1397 eine jener **200 Friedensstellen** bekleidete, welche zur Erleichterung der Rechtspraxis in allen Strassen und Plätzen Wiens die kleineren Streitigkeiten zu schlichten und (gleichsam als summarisches Verfahren) auf der Stelle zu entscheiden hatten. In dieser Eigenschaft erscheinen die Zucksschwert's noch bis in das erste Viertel des XV. Jahrhunderts und von ihnen blieb fortan die Benennung des Hauses im Munde des Volkes, sowie in den Grundbüchern bis zum Jahre 1768 beibehalten. In diesem Jahre kam es durch Kauf an den Grafen Christoph Leopold von Schallenberg, den Grossvater des letzten Besitzers.

Offenheit bei solchen Anlässen das Volk stets seine Freude zur Schau trug, und mit welch' aufrichtigen Gefühlen sich auch die öffentliche Meinung des Landes bei solchen Gelegenheiten aussprach.

Die erste dieser Huldigungen fand zur Zeit der Krönung Ferdinands I. im Jahre 1531 statt, worauf jene des Kaisers Maximilian II. folgte. Eine der erhebensten aber war die feierliche **Erbhuldigung Maria Theresia's** am 22. November 1740. Wer es weiss, was damals auf dem Spiele stand, wer es weiss, welche übermenschlichen Anstrengungen gemacht werden mussten, um die Dynastie vor Raubgier zu retten und eine kaum den Kinderschuhen entwachsene, unerfahrene, in Abhängigkeit und stiller Einsamkeit erzogene Prinzessin in das bedrohte rechtmässige Erbe ihrer Väter einzusetzen, der wird die volle Wichtigkeit dieses Augenblickes wohl begreifen können.

Schon um 7 Uhr Morgens wurden in der Hofburg und in den Strassen Vorbereitungen getroffen; jener herrliche Ruhmestempel, der vor dem Hirschenhause aufgestellt war, von acht ephraumrankten Säulen gestützt, die bis zum dritten Stockwerke hinanreichten, trug in seiner Mitte auf hohem Sockel das lebensgrosse ovale Brustbild Maria Theresia's, von zwei Göttinnen („Weisheit“ und „Tapferkeit“) gehalten, während ein Genius des Ruhmes mit ausgebreiteten Fittigen und mit der Ruhmesposaune über dem Bilde schwebte.

Um 11 Uhr bewegte sich der feierliche Zug vom Hofe über den Graben zum Stefansdom.

Ein ebenso kostbares als seltenes Originalbild jener Zeit zeigt uns in **Figur 47** mit aller Genauigkeit jene Personen, die bei diesem Feste theilhaftig waren.<sup>1)</sup>

Ganz besonders belebend wirkt die Scenerie im Vordergrund des Bildes, wo die Zuschauermenge, recht wirksam gruppirt, sich vom eigentlichen Festzuge glücklich abhebt. Vorzügliches Interesse erwecken die Costüme, und jeder einzelne der Zuschauer verdient unsere volle Aufmerksamkeit, ja jedes einzelne Toilettenstück bildet ein wahres Schatzkästchen von curiosen und belehrenden Details, die uns zusammengenommen keinen unwesentlichen Beitrag zur Costümkunde jener Zeit abzugeben geeignet sind.

Vor Allem fassen wir die Damen in's Auge. Da macht sich bei den Vornehmen die weitbauschige Robe und Mantille, bei den niedern Ständen das enge Oberkleid und der kurze Spenser bemerkbar. Als Kopfbedeckung gilt die breitfaltige Maschenhaube, die mit ihren beiden Enden weit wegsteht und die alte „Gugel“ fast gänzlich verdrängt. Die jungen Frauen tragen meist gepudertes Haar mit Maschen oder mit farbigen Bändern, die älteren dagegen Hauben. Ein besonderes Toilettenstück der dienenden Classe ist das leicht um den Nacken gewundene Halstuch und die coquette musterhaft weisse Schürze mit Brusttheil.

Bei den Herren ist Mantel und Staatsrock mit breitem Revers vorherrschend, ebenso anliegende kurze Beinkleider mit Schuhen und Strümpfen. Als unentbehrliche Toilettenstücke figuriren aber Haarbeutel und Degen. Wollten wir übrigens die Modetrachten von damals den heutigen gegenüberstellen, so würden manch' helle Streiflichter auf die damaligen Culturverhältnisse fallen, die nicht ohne Interesse für uns wären. Ich glaube daher, dass es mir gestattet sein wird, hier einige Bemerkungen darüber anzuknüpfen.

### Die Modetrachten der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts.

Gegen das Ende des vorigen Säculums war man sorgfältiger auf die Toiletten bedacht als heute. Die gegenseitige Achtung, die man sich mit grösster Gewissenhaftigkeit und schwerfälliger Umständlichkeit zu zollen für unumgänglich nothwendig hielt, wollte man auch in der Kleidung ausdrücken. Dazu kam noch, dass man meist helle Farben wählte, wie z. B. lila, apfelgrün, hellgrau, hellgelb, lichtblau, blassrosa etc., die stärker in's Auge fielen, daher eine sorgfältigere Schonung

<sup>1)</sup> Das Bild mit darunterstehender Erklärung befindet sich auf Seite 124.

und häufigeren Kleiderwechsel bedingten als unsere schwarze Durchschnittsfarbe, deren sich heute fast Jeder bedient.

Wollte ein Wiener Modeherr von damals besonders elegant erscheinen, so trug er einen ponceaurothen Frack, mit grossen blitzenden Stahlknöpfen geziert und mit weissem Atlas oder *Gros de Tours* gefüttert, dazu eine weisseidene Weste mit buntfarbigen Stickereien, ein kurzes Beinkleid von paillegelbem Kaschmir, hohe Reiterstiefel mit silbernen Sporen, oder nach Umständen Schuhe mit stählernen Schnallen, die durch ihre feine Arbeit den silbernen im Preise gleichkamen. Das Haar war stark gepudert, nach rückwärts gebunden, oder auf jeder Seite in zwei grossen Haarwülsten über die Ohren gelegt und rückwärts, in einen langen steifen Zopf auslaufend, mit schwarzen Band-schleifen versehen, oder in einem schwarzen Beutel verwahrt, daher man ihn „Haarbeutel“ nannte. Den Anzug vollendete ein grosser dreieckiger Hut, der meist mit sehr breiten schwarzen Cocarden geschmückt war und den man auf der Gasse nicht aufsetzen konnte, wenn man eine Allongeperrücke trug. Als weitere Attribute der Mode galten eine Lorgnette an farbigem Band, zwei möglichst lange Uhrketten, die bei jedem Schritte durch ihre schwingende Bewegung genirten, musterhaft weisse Handschuhe, ein Paar Brillantrosenringe und vor Allem aber ein „spanisches Rohr“ mit grossem goldenen oder silbernen Knopfe. Dieses Rohr (oft so hoch, dass es bis zur Brust hinanreichte) war der „Repräsentant der Autorität“. In diesem Sinne wurden auch die Militärs mit diesem Symbol der Macht und Würde, und (merkwürdig genug) nicht bloss die Chargen vom Feldwebel aufwärts, sondern auch die höheren Officiere bis zur Generalität theilhaft. Später wurde der Zopf immer kürzer, bis er zwischen 1804 und 1806 in Wien gänzlich verschwand; auch das „spanische Rohr“ fand allmählig sein Ende, bis es in der bescheidenen Gestalt eines sogenannten „Haslingers“ nur noch bei Corporalen anzutreffen war und nach dem Jahre 1848 auch bei dieser Charge gänzlich verschwand. Im Schnitte gab es gleichfalls bestimmte Modegesetze, die Hose z. B. war möglichst eng, der Rock weit, mit hohen Stehkrägen und Aermelaufschlägen, oft mit kostbaren Gold-, Silber- und Seidenstickereien an den Kanten reich geziert, wie wir es noch heute bei den Staatsuniformen höherer Kategorie zu sehen Gelegenheit haben. Damals kam auch der Klapphut (*Chapeau*) in die Mode und wurde alsbald ein unentbehrliches Toilettenstück aller jener galanten Herren, die sich besonders in Damengesellschaften zu bewegen pflegten, daher jede Wiener Dame ihren Begleiter „Chapeau“ nannte, ein Ausdruck, der noch heute fortlebt.

Eine grosse Rolle spielte das blendendweisse weit wegstehende „Jabot“ und die untadelhafte „Manchette“, beide mit Spitzen reich geziert und sorgfältig in Falten gelegt.

Bei den Damen dagegen galt als Haupttoilettenstück das unvermeidliche „Schön-pflästerchen“ *à la Pompadour*, der mächtig grosse Fächer, das duftende Blumenbouquet und das Seitentäschchen, in welchem man Riechfläschen, Spiegel und Schminktöpfchen verwahrte. Die Schuhabsätze, auf welchen das kleine Füsschen ruhte, waren hellroth gefärbt und möglichst hoch. Als Schmuck trugen die Damen Arm- und Halsbänder, Finger- und Ohrringe von Gold mit grossen farbigen Steinen, Kopfnadeln in den Haaren und Stirnbänder. Das ganze Kriegsarsenal weiblicher Toilette- und Eroberungskünste war also damals viel complicirter, die Feldzugspläne und Schlachten, die uns die weiblichen Heldinnen vormals lieferten, viel langwieriger und umständlicher als heute, wenn auch nicht geleugnet werden kann, dass die „Wunden“, die uns die Schönen heute beibringen, nicht weniger tief und schmerzhaft sind, und die „Fesseln“, die sie uns heute schlagen, nicht weniger binden als damals.

Ferner sind an historischen Häusern bemerkenswerth:

### Das Mack'sche Haus Nr. 1094 (neu 7).

Es bildet eine Ecke in die Seilergasse und hat seinen Namen von dem damals berühmten Franz Mack, der es im Jahre 1775 von dem *Doctor juris* Franz Payrl erkaufte. Er war derselbe

welcher später, zum Kammerjuwelier der Kaiserin Maria Theresia ernannt, von ihr in den Adelstand erhoben wurde. Sein Andenken lebt noch heute in „Kalksburg“ fort, da er nicht bloß die schöne Pfarrkirche dort erbaute, sondern durch herrliche Parkanlagen viel zur Verschönerung dieses Ortes beitrug. Nach seinem im Jahre 1805 erfolgten Tode kam die Witwe Julie Edle von Mack und 1822 Valentin Edler von Mack in den Besitz dieses Hauses, dessen Gassenttract im Erdgeschoße mit Aufrechthaltung der übrigen Stockwerke im Jahre 1844 neu hineingebaut wurde.<sup>1)</sup>

### Das Haus „zur blauen Krone“ Nr. 1095 (neu 8),

von seinem gleichnamigen Schilde so benannt, hieß auch das gräflich „Wallis'sche Haus“, weil es Olivier Graf Wallis und dessen Erben vom Jahre 1806 bis 1840 besaßen. Olivier Franz Ernst Graf Wallis war Vicepräsident des böhmischen Appellationsgerichtes und Besitzer der Herrschaften Mährisch-Budwitz und Budischkowitz, Sohn des berühmten Franz Wenzel Graf Wallis, der als Ritter des goldenen Vlieses und als Hofkriegsrath im Jahre 1774 starb. Das Haus ging sodann im Jahre 1840 durch Kauf auf Josef Lommer und 1847 auf die Josef Lommer'schen Erben über.<sup>2)</sup>

### Das Keess'sche Haus „zum grünen Kranz“ Nr. 1105 (neu 10).

Es hat seinen Namen von seinem Besitzer Johann Georg von Keess, der hier vom Jahre 1725 bis 1754 lebte. Er war seinerzeit berühmter Kenner beider Rechte, Doctor und Professor des Kirchenrechtes an der Wiener Universität und schrieb mehrere juridisch schätzenswerthe Werke, die im Druck erschienen;<sup>3)</sup> er starb im Jahre 1754 und hinterließ diesen Besitz seiner Tochter Anna Katharina, verehelichten von Haan, ihr folgten die Johann Georg v. Keess'schen Erben, 1787 Josef Arthaber und 1795 Franz Xaver Mayer, der später in den Adelstand erhoben wurde, und dem wir die heutige Gestalt des Hauses verdanken, indem er dasselbe 1796 ganz neu aufbauen liess, wie wir es noch gegenwärtig sehen. Er besaß das Haus noch bis in das Jahr 1820, worauf es auf Barbara Freiin von Gerway überging.

### Das Pilgramhaus Nr. 1119 und 1120 (neu 11)

bestand einst aus zwei schmalen Häusern, die im Jahre 1766 von Anton Pilgram angekauft und in eines zusammengebaut wurden. Pilgram war eine in der Gelehrtenwelt hochgeachtete Persönlichkeit. In Wien geboren (3. October 1730), ergab er sich frühzeitig und mit Leidenschaft den astronomischen und meteorologischen Forschungen, wurde 1769 dem berühmten Astronomen Hell als Assistent auf der k. k. Wiener Sternwarte beigegeben, erhielt als Doctor der Philosophie und der freien Künste den Titel eines „kaiserlichen Astronomen“ und starb zu Wien den 15. Jänner 1793 mit Hinterlassung mehrerer wichtiger Schriften, wobei als besonderes „Curiosum“ hervorzuheben ist, dass er der Schöpfer der sogenannten „Bauernregeln“ war, die nach ihm die Runde durch die ganze Welt machten und noch heute in den Bauern-Kalendern als heiliges Regulativ der Witterung den Landbewohnern dienen.<sup>4)</sup>

<sup>1)</sup> Die ältesten nachweisbaren Besitzer waren 1684 Martin Tätenig's Erben, 1700 Franz Payrl, *Doctor juris*, 1775 Franz Mack und die spätern Mack'schen Erben.

<sup>2)</sup> Die ältesten nachweislichen Besitzer waren: 1684 Mathias Haindl, Leinwater, 1700 Mathias Ernst Andrgasi, Handelsherr, 1775 Franz Schadt, 1783 Josef Schadt, 1806 Olivier Graf Wallis, 1820 Stefan Olivier Graf Wallis, 1840 Josef Lommer und später die Lommer'schen Erben. Das Haus behielt noch bis in die Vierzigerjahre das Schild „zur blauen Krone“.

<sup>3)</sup> Im Druck erschienen von ihm mehrere Werke, wie z. B. „*Commentaria ad Justiniani institutionum quatuor libros*“ Wien 1711, neu aufgelegt 1742. Die ältesten Besitzer des Hauses waren: 1684 Paul Franz Garth, *Doctor juris*, 1700 Mathias Arnold v. Pallinger's selige Erben. Seit ihm hieß das Haus „zum grünen Kranz“.

<sup>4)</sup> Zu den hervorragendsten Werken Anton Pilgram's gehören: „*Ephemerides astronomicae*“ für das Jahr 1769, 1770 und 1771, dann „*Calendarium chronolog. medii aevi etc.*“ Wien, 1781; endlich „Untersuchungen über das Wahr-

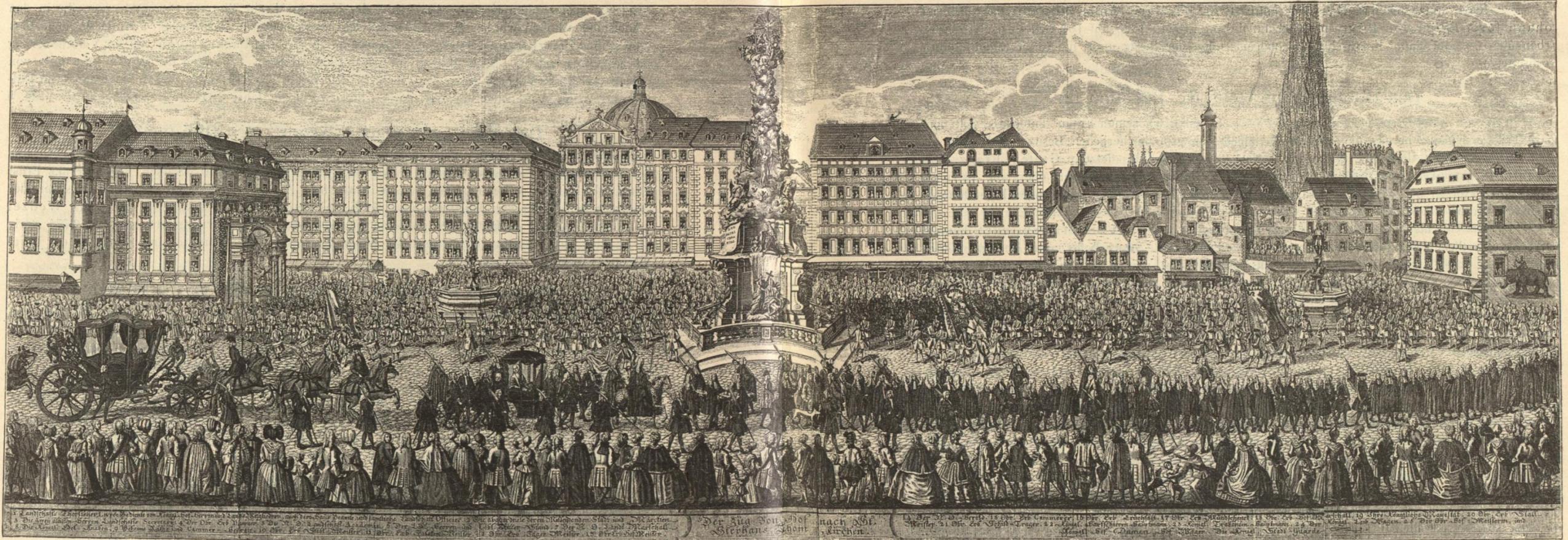


Fig. 47.

Die feierliche Erbhuldigung Maria Theresia's in Wien am 22. November 1740.

Vor Allem sehen wir im Vordergrunde des Bildes die liebezende, jugendliche Kaiserin, die in prächtiger Sänfte getragen, freundlich grüsst. Ein Regiment regulärer Fusstruppen leistet „Ehrenbezeugungen“, das Gewehr wird präsentirt, die Fahne geschwenkt und die Trommeln gerührt. Der Zug bewegt sich vom untern Ende des Grabens gegen den Stock-im-Eisenplatz. Rechts, am äussersten Ende unterhalb des Elephantenhauses sehen wir den „Landchafts-Thorsieher“ gleich den übrigen mit Allongeperrücke und schwarzseidenem Mantel und Degen, mit dem Gesichte gegen den Zug gewendet; ihm zunächst einen der Abgeordneten der „mittelnden Städte und Märkte“; der letzte dieser Reihe unmittelbar vor dem Fahnenräger ist der älteste „Landchaftssecretär“, er ist mit ganzem Gesichte gegen die Fahne gekehrt. Nach dem Fahnenräger folgen in schwarzsammetnem Staatsrocke mit Degen und hoher Allongeperrücke die Würdenträger des „Herren-“ und „Ritterstandes“, von zwei Paaren Hellebardisten begleitet. Nach diesen folgt der „niederösterreichische Landmarischall“, er ist an seiner grossen Allongeperrücke erkennbar, die in langen Locken über die Schultern wallt. Ihm folgt paarweise ein langer Zug von „Edelknaben“ in Schuhen und Strümpfen und schwarzem Mantel, zu beiden Seiten von je einem Hellebardenträger begleitet. Demselben schliessen sich sechs Paare „geheimer Räte“ und „Kämmerer“ an, gleichfalls zu beiden Seiten von je zwei Hellebardisten umgeben. Diesen zunächst der „Erbschatzmeister“, den grossen „Stabelmeisterstock“ vortragend, der an beiden Enden mit Goldrändern und in der Mitte mit einem Handgriff beschlagen ist. Ihm folgt unmittelbar der „Ober-Erb- und Landfalkenmeister“ Johann Graf von St. Julian, er ist an einem grossen lebendigen „Saltz“ erkennbar, den er in Händen trägt; ihm zunächst der „Ober-Erb- und Landjägermeister“ Ludwig Graf Sinzendorf, einen „Jagdhund“ an der Schnur führend; nach ihm ein „niederösterreichischer Herold“, der den „goldenen Heroldsstab“ (mit dem Adler am Knauf) in beiden Händen fest hält und an einem lichten Ueberkleide mit dem Landeswappen erkennbar ist; ihm zunächst der „Ober-Erb-Land-Kämmerer“ Joseph Ernst Graf Breuner, der auf kirschrothem Sammpolster das silberne „Reichscepter“ vorträgt; nach ihm der „Ober-Erb-Land-Truchsess“ Graf Julius Xaver Hamilton, den „Reichsapfel“ gleichfalls auf sammetnem Kissen tragend; dann der „Erb-Land-Mundschenk“ Graf Carl Bardegg, in gleicher Weise den „Erzherzogspul“

(das „Bütel“ genannt) haltend. Hoch zu Ross der „Ober-Erb-Land-Hofmarischall“ Gund. Thom. Graf von Starhemberg mit dem „Reichschwerte“; ihm folgte der „Erb-Land-Schildträger“ mit dem „Reichschild“ und ihm zunächst der „Erb-Land-Stallmeister“ Joseph Graf Harrach; hierauf Maria Theresia selbst, in reicher Seidenrobe mit Hermelinverbrämung und blossen Armen und Hals, mit weissem, knappanliegendem, toupirtem Haar; den Schluss machte rechts ein königlicher „Batschieren“ und links ein königlicher „Erabanten-Hauptmann“; interessant ist der nun folgende prachtvolle „Leibwagen“ der Kaiserin mit hohen Glasfenstern und schwerfälligen Rädern, das rückwärtige breite Gestell mit einköpfigen „Adlerpaaren“ und der „Reichskrone“ geziert. Aeusserst geschmackvoll sind die schwarzmontirten Pferdegeschirre der sechs stolz ausschreitenden spanischen Rappen, deren Kopfgestelle mit reichen Quasten und schwarzseidenen Glockenaufsätzen geputzt, dem französischen Geschmacke genau nachgebildet erscheinen. Auch der „architektonische Hintergrund“ des Bildes ist vollkommen geeignet unser Interesse auf das Lebhafteste zu fesseln. Gleich links im Bilde bemerken wir das gräflich Schallenberg'sche Haus mit seinen Rondellen und das diesem vorgebaute Hirschenhaus und beiden zunächst jene zwei imposanten Häuser, die gegenwärtig zur Sparacassa gehören und schon damals mit ihrer ganzen Frontlänge bis zum Jungferngässchen reichten. Ihre Gesimse, Stuccaturen und Wandverzierungen lassen den Geschmack ihrer Zeit kaum verkennen; die Säulenverzierungen und Fenstereinrahmungen fallen uns ganz besonders auf. Die weit vorspringenden Dächer über den Gewölbthüren sind ebenso schwerfällig wie die plumpen Strassen-Laternen, die mit massiven langen Eisenstangen an der Mauer befestigt sind. Weit aus geschmackvoller in der Architektur sind die Häuser vom Jungferngässchen aus gegen den Freisingerhof, von denen auch nicht ein einziges mehr heute in seiner früheren Gestalt stehen geblieben. Recht deutlich tritt uns rechts im Bilde das „Elephantenhaus“ mit seinen Giebedächern und seinen beiden Schildern („Elephant“ und „Krone“) entgegen; ebenso „rechts“ der heilige Leopolds- und „links“ der Josefsbrunnen. Beide bereits der schwerfälligen alten Eisengitter entkleidet; aber noch mit den kleinen niedrigen Figuren geschmückt, an deren Stelle erst 1804 die lebensgrossen schönen Statuen von Martin Fischer traten.

Nach ihm ging das Haus im Jahre 1775 auf Maria Anna Pilgram und 1795 auf Johann Josef Edlen von Pilgram, 1806 auf dessen Erben, 1820 auf Johann von Pilgram's Erben über, worauf dann in rascher Nacheinanderfolge der Besitz unter mehreren Eigenthümern wechselte. <sup>1)</sup>

### Das Doblhoff'sche Haus Nr. 1121 (neu 12)

wurde 1684 von **Jakob Berchtolden** erbaut, der es testamentarisch seinen Erben hinterliess. Seit dem Jahre 1700 erscheinen bereits die „**Grafen Berchtold**“ im grundbücherlichen Besitze und zwar als erster Franz Benedict Graf von Berchtold. Nach dem Tode des letzten Grafen Franz von Berchtold ging das Haus durch Erbschaft an die Freiherren Doblhoff-Dier über, die es noch gegenwärtig besitzen und zwar als „Fideicommiss“ in der Person des gegenwärtigen Eigenthümers Heinrich Baron Doblhoff, Neffe des verstorbenen Vorbesitzers Baron Anton.

Das Geschlecht der Doblhoff war ursprünglich eine „alt-steiermärkische“ Familie mit dem eigentlichen Geschlechtsnamen „Holler“. Schon ein **Franz Holler** war Leibarzt Kaiser Josef I. und Carl VI. mit dem Prädicate „**von Doblhoff**“ und wurde in den Ritterstand erhoben. Sein Sohn Carl Hieronymus Holler, Edler von Doblhoff war 1740 Hofrath bei der böhmischen Hofkanzlei und erlangte durch Heirat die Herrschaften Rauchenstein, Weikersdorf, Rauheneck und Rohr in Baden bei Wien, welche Güter noch gegenwärtig im Besitze dieser Familie sind. Dessen Sohn Anton wurde von dem im Jahre 1756 verstorbenen k. k. Hofrath und **geheimen Kammerzahlmeister** Carl Josef von Dier zum Universalerben eines grossen Vermögens bestimmt, nahm dessen „Wappen“ und „Namen“ an, und da er 1772 den „Freiherrenstand“ erlangte, nannte er sich fortan „Freiherr von Doblhoff-Dier“. Schon 1756 begann er die öffentliche Laufbahn als k. k. Regierungsrath im Justizfache und wurde am 16. März 1762 zum wirklichen Hofrath und Beisitzer bei dem „Commerzienrath“ ernannt. In jener allgemeinen Umwandlungsperiode der Industrie erwarb er sich auch als wahrer Vaterlandsfreund durch rastlosen Eifer grosse Verdienste. Er gründete mehrere Fabriken, berief vom Auslande tüchtige Werkführer, sorgte auf dem Gebiete der Gewerbe- und Kunstindustrie für Veredlung des Geschmackes und grössere Formenanmuth; auch war er der Erste, der eine rationelle „Seidencultur“ in Oesterreich einführte. Insbesondere trug er zum raschen Aufschwung der Stahlfabrikation viel bei. Kaiser Franz ernannte ihn zum Mitglied der damals bestandenen Wohlthätigkeits-Hofcommission, in welcher Eigenschaft er sich bis zu seinem am 20. December 1810 erfolgten Tode zum Wohle der Menschheit auf das Wirksamste bewährte. <sup>2)</sup>

scheinliche der Wetterkunde, 2 Theile, Wien, 1788, ein voluminöses und mühsames Werk, das jedoch im Ganzen ausser einer grossen Anzahl von „**Bauernregeln**“ und „**astronomischen Witterungsbemerkungen**“ wenig Interessantes enthält. Auch gab er eine neu verbesserte und vermehrte Auflage von Belidor's Anfangsgründen der Artillerie heraus und lieferte einen Aufsatz „Ueber scheinbare Grösse der Jupiter-Trabanten und ihre Folgen auf die Finsternisse“.

<sup>1)</sup> Der letzte Besitzer aus der Familie der Pilgram war laut Grundbuch Johann Baptist von Pilgram, dem Clara von Wellenburg, Barbara von Klempay, Cäcilie von Petternegg, Maria Auguste Freiin von Schloissnigg und Carl von Petternegg folgten. Gegenwärtig gehört das Haus einer Actiengesellschaft.

<sup>2)</sup> Schon damals hatte die Akademie der bildenden Künste unendlich viel zur Veredlung und Verfeinerung des Geschmackes beigetragen und ihr belebender Einfluss wurde allenthalben durch das thätige, gedeihliche Wirken des Anton Freiherrn von Doblhoff-Dier, der dieser Anstalt als Präses bis zu seinem Lebensende vorstand, stets rege erhalten. Auch das Armenwesen Wiens fand an ihm eine kräftige Stütze. Nicht so bald nahm Jemand an dem Schicksale seiner leidenden Mitbürger wärmeren Antheil als er, so zum Beispiel leitete er mit aufopfernder Nächstenliebe als Vorstand das St. Johannes-Spital in Wien (eine Schöpfung seines Vaters), und nachdem dasselbe gleich anderen Versorgungshäusern von Kaiser Josef wieder aufgehoben wurde, da letzterer einen neuen Plan für die Versorgung der Armen fasste, so wurde er bei der neu errichteten „**Hofcommission der Armen-Versorgungsanstalt**“ als „Referent“ angestellt, bei welcher er nach dem Austritte des Grafen von Buquoy das Präsidium fortführte, und es sind manche heilsame Neuerungen und treffliche Verbesserungen im Armenwesen Oesterreichs zu verzeichnen, die ihre wohlthätige Einführung wohl ihm allein zu

### Das Schallenheim'sche oder Spielmann'sche Haus Nr. 1112 (neu 13)

bildet die Ecke vom Graben in die Bräunerstrasse und verdankt seinen Namen dem alten hochangesehenen Patriziergeschlecht der **Schallenheim**. Schon im Jahre 1675 gelangte Franz Anton Pfeiffer v. Schallenheim (Stadtrichter in Wien von 1675–1678) durch Kauf an die Gewähr und das Haus verblieb fortan durch 116 Jahre ununterbrochen im Besitze dieser Familie, bis die Erben endlich im Jahre 1795 dasselbe an den Hofrath Anton Freiherrn v. Spielmann verkauften.<sup>1)</sup>

Spielmann war eine hochangesehene, stadtbekannte, sonst auch höchst merkwürdige Persönlichkeit. Von armen bürgerlichen Eltern geboren, schwang er sich 1791 zum Freiherrn, 1792 zum Commandeur des Stefansordens und (nachdem er auch das ungarische und böhmische Indigenat erhalten) im Jahre 1801 zum Vicepräsidenten der vereinigten Hofkanzlei empor. Er war als geschickter, einflussreicher Staatsmann bei Hofe beliebt und als der Rathgeber und Beschützer der Bedrängten bekannt. Wenn man etwas Wichtiges beim Kaiser Franz I. auszurichten hatte, wendete man sich gewöhnlich früher an ihn, denn er galt beim Kaiser sehr viel. Aus seinem persönlichen Verkehre mit dem Monarchen haben sich mehrere kostbare und den Kaiser scharf charakterisirende Einzelheiten erhalten, von denen ich mehrere erzählen will. Kaiser Franz I. war ein durchaus praktischer, hellsehender, zugleich auch äusserst rechtliebender Regent. Fremde Ideen, die er nicht für gut fand, liess er sich nicht aufdringen. Seine schlagfertigen Antworten waren meist durch ihren gesunden Humor und natürlichen Mutterwitz frappirend und machten schnell die Runde durch die Stadt. So z. B. wollte Spielmann den Kaiser zur Aufhebung der „Prügelstrafe“ in der Armee bereden und brachte die eindringlichsten Argumente vor. Der Kaiser hörte eine Weile ruhig zu, dann aber unterbrach er ihn mit den Worten: „Ja, mein lieber Baron, Sie „ham schon Recht, aber wenn Sie mir statt der Stockprügel eine andere Strafe sagen „könnten, bei der der Mann so schnell wieder diensttauglich wird und so wenig „kost, so bin ich gleich dabei.“ — Als Kaiser Franz bemerkte, dass der Hofrath Keess, dem die Bearbeitung des bürgerlichen Gesetzbuches ganz allein anvertraut war, den Gegenstand nicht bewältigen konnte und daher niemals fertig wurde, nahm er die Sache selbstthätig in die Hand, erwählte eine eigene Commission, ordnete die Grundsätze und Normen der Bearbeitung an und überwachte und betrieb Alles mit hingebendster Aufopferung. Als nun das bürgerliche Gesetzbuch im Jahre 1811 fertig war und Spielmann den Kaiser anieferte, das Gesetz jetzt in Wirksamkeit setzen zu lassen, erwiederte der Kaiser: „Nein, das wäre zu früh, wir „müssen's noch ein wenig in Galizien probiren, zwei Jahrln, ob es sich auch praktisch

verdanken haben, doch gestattet mir der Raum nicht, hier in nähere Details einzugehen. So lange es in Wien „Wohlthäter der Armen“ gibt, wird sein Name immerdar glänzen in den Blättern der Stadtgeschichte. Ihm folgte im Besitz sein Sohn Carl, der das Haus in den Zwanzigerjahren renoviren liess; nach seinem Tode gelangte der nun bereits gleichfalls im Jahre 1872 verstorbene Anton Baron Doblhoff an die Gewähr, er ist derselbe, der im verhängnissvollen Jahre 1848 zu einem der ersten Verfechter der jungen Freiheit zählte, und schon in den ersten Märztagen durch Rath und That der kaiserlichen Familie wichtige Dienste leistete, indem er den Muth besass, der Erste zu sein, den beiden greisen Erzherzogen Ludwig und Rainer die volle ungeschminkte Wahrheit über die politische Lage der Dinge klar vorzustellen, ein Verdienst, das nicht hoch genug angerechnet werden kann. Er errang sich zugleich das Vertrauen des Volkes und der Regierung und wurde Minister, welche Stelle er durch die ganze Revolutionszeit zum Wohle der Gesammtheit und zum Heile der einzelnen Völkerstämme bekleidete. Es gab auch wenige Männer, die so uneigennützig, so aufopfernd ihre Kräfte dem Vaterlande weiheten wie er. Ihm folgte im Besitz des Hauses seines Bruders Sohn, der junge Baron Heinrich von Doblhoff, gegenwärtig Reichsrathsabgeordneter.

<sup>1)</sup> Die Besitzer dieses Hauses waren in der Zeit von 1366 bis 1345: Christian Pfeiffer, Hans Koller, Tiwald Jagenberg, Gabriel Ungar, Wolf Jungmayer, Christof Wertick, Radolt Christof, Rudolf und Hans Holzer. Um 1679 kaufte es Franz Anton Pfeiffer, 1684 gehörte es Johann Franz Pfeiffer von Schallenheim's Erben, 1795 Anton von Spielmann, 1825 Mathias Welzer und die gegenwärtigen Besitzer sind die Welzer'schen Erben, nämlich Frau Anna Schwarz, Theresia von Wolfstein, Josefa Marschall, Andreas und Adolf Capellini, Eugen und Ludwig Pacher von Theinburg.

„bewährt, denn den Galizianern schad's nix und uns möcht's geniren, wenn's schief „ging. Also nur Geduld, mein lieber Baron,“ und schnitt das Gespräch rasch ab. — Der Kaiser war ein grosser Taubenfreund und züchtete die kostbarsten und seltensten Arten, die er im innern Burghof frei umherflattern liess. Man sah den Kaiser täglich um 11 Uhr vor den Basteifenstern der Hofburg diese Lieblingsthierc persönlich abfüttern. Dies Beispiel verleitete manche Honoratioren der Stadt Tauben zu halten, und es kam so weit, dass endlich ein Gebot zur Abschaffung dieses Sports erging. Spielmann machte den Kaiser bei Gelegenheit einer solchen persönlichen Abfütterung auf sein (des Kaisers) eigenes Taubenverbot aufmerksam. Der Kaiser erwiderte ruhig: „Wir wer'n's halt einsperr'n, dass d'Leut' nix zu reden haben, aber „später lassen wir's halt wieder aus.“

Damals pflegten die gemüthlichen Wiener über ihren Kaiser, den sie über Alles liebten, mancherlei harmlose Bonmots circuliren zu lassen und Spielmann äusserte dem Kaiser gegenüber, man sollte gegen die „Pamphletisten“ strenger einschreiten. Aber der Kaiser erwiderte begütigend: „Das macht nix, mein Lieber, so lang's „Witze reissen“, ist's gut, wenn's aber amal „aufhören, dann is g'fährlich.“

Spielmann starb, allgemein geachtet und geliebt, am 27. Februar 1813 mit Hinterlassung eines bedeutenden Vermögens, einer grossen Bibliothek und vieler Curiosa, da er ein eifriger Raritätensammler war.

Das Haus ist übrigens noch durch einen anderen Umstand bemerkenswerth. Hier begründete nämlich ein durch glückliche Speculationen begünstigter Geschäftsmann ein bedeutendes Bank- und Wechselgeschäft. Noch zu Anfang der Vierziger-Jahre war derselbe ein armer Tabaktrafikan, der seinen bescheidenen Krämerladen im fürstlich Collalto'schen Hause Nr. 16 am Hof an der Ecke zum Schulhof kümmerlich besorgte. Er befasste sich anfänglich mit dem Verkaufe von Loosen, später mit Auspielen von Realitäten. In den Dreissiger-Jahren war nämlich in Wien das Auspielen von Häusern und ganzen Gutskörpern mittels Loose stark in der Mode. Er wusste sich durch geschickt entworfene „Spielpläne“ den Cavalieren nützlich und unentbehrlich zu machen, stellte sich an die Spitze grösserer Unternehmungen, war der Erste, der das heute noch so beliebte „Promessenspiel“ in Wien einführte, wurde Begründer eines bedeutenden Bank- und Wechselhauses und schwang sich so vom armen Trafikanten zum mehrfachen Millionär, vom schlichten Geschäftsmann zum ordenbeglänzten Freiherrn empor. Freilich verdankte er Vieles dem glücklichen Zufalle, noch mehr aber seinem Scharfsinne, womit er die Umstände zeitgemäss auszunützen verstand.<sup>1)</sup>

Auch ein anderer Millionär kann mit dem Graben in gewisse Verbindung gebracht werden; es ist dies Salomon Freiherr von Rothschild, der „Erste“ seines Glaubens, der das „Wiener Bürgerrecht“ erhielt, weil er im Jahre 1840 bei Gelegenheit der Demolirung der beiden Grabenhäuser Nr. 569 und 570 („Schallenberger-“ und „Hirschenhaus“) die Summe von 340.000 Gulden der „Stadtcommune“ auf die Dauer von fünf Monaten „gratis“ und von da ab gegen „dreipercenlige“ Verzinsung darlehensweise vorstreckte.

### Der neue Grabenhof Nr. 14 und 15, aus dem Freiherr von Selb'schen Haus Nr. 1133 und dem Haffner'schen Haus Nr. 1134 zusammengebaut.

Der „Grabenhof“ mit seinen rothen kühn emporstrebenden Marmorsäulen ist einer der glänzendsten und zugleich jüngsten Prachtbauten dieses Platzes. Derselbe wurde im Jahre 1875 in Angriff genommen und zwar an der Stelle der früher hier gestandenen beiden alten Häuser. Sein getreues Bild sehen wir sub Figur 45.

<sup>1)</sup> Baron Sothen (so hiess der Geschäftsmann) wurde auf seiner Herrschaft Cobenzl im Jahre 1881 von seinem eigenen Jäger aus Privatrache erschossen.

Eines dieser beiden Häuser an der Ecke der Bräunerstrasse mit Nr. 1133 (neu 14) ist das sogenannte **Freiherr von Selb'sche Haus**. Es ist den Wienern gar wohl in Erinnerung und nach dem Trattnerhof das älteste Gebäude am Graben, zugleich eines der schönsten unter den wenigen Stadthäusern des XVI. Jahrhunderts, welche noch vor Kurzem hier bestanden und besonders im inneren Hofraume durch seine rundbogigen Arcaden und zierliche Schneckenstiege ausgezeichnet. Ich bringe *sub Figur 48* den Lesern eine genaue Abbildung der Innenansicht des Hauses. So oft ich in früheren Zeiten den Hofraum betrat, konnte ich mich eines eigenthümlichen Gefühles nicht erwehren, und würden nicht jedesmal die heimatlichen Klänge der „Wiener Mundart“ an mein Ohr gerauscht haben, meine Phantasie würde mich längst in die schattenreichen Kastanienwälder Andalusiens oder an die kühlenden Gestade eines Ebro oder an die blumenreichen Ufer eines Manzanares versetzt haben, so seltsam muthete mich der maurisch-spanische Baustyl dieser alten Stiegen- und Hofgänge an, so fremd schienen mir die Rundbogen-Durchsichten, die gleichmässigen Bogengänge im Hintergrund, die eigenartigen Motive an den Capitalerverzierungen der Säulen und an den Brustwehren der Schneckenstiege.

Aber so romantisch uns auch diese Arcadengänge stimmen, so prosaisch wirken auf uns auch andererseits jene rückwärtigen ebenerdigen Innenräume, wo im XVI. und XVII. Jahrhundert die Arrestlocale des Stadtgerichtes sich befanden, deren Räume zuletzt der beliebten Musikalienhandlung Diabelli, nachher Spina, als Notenmagazine dienten, und wo wirklich noch kurz vor der Demolirung lange eiserne Querstangen am Plafond und grosse eiserne Ringe in den Wänden sich vorfanden, an welche die Ketten für Arrestanten geschmiedet waren. Uebrigens ist dieses Haus noch aus einem anderen Grunde geschichtlich bemerkenswerth. Als nämlich Kaiser Franz I. den Titel eines Erbkaisers von Oesterreich annahm, wurde das „Pragmaticalgesetz“ von 1806 am 11. August vom Balcone des ersten Stockes durch den Regierungssecretär Grafen von Kienburg im Beisein dreier Magistratsräthe und gleichzeitig vom Balcon der Kirche am Hof durch den Regierungssecretär Freiherrn von Heinke ebenfalls in Gegenwart dreier Stadträthe feierlichst verkündet.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Diese Kundmachung besagte, dass Kaiser Franz die bisher getragene deutsche Kaiserkrone ablege, den bestehenden römisch-deutschen Reichsverband als gänzlich aufgelöst erkläre, sich von nun an allein: „Franz den I. erblichen Kaiser von Oesterreich“ nenne und neben dem neuen Titel auch neue Wappen annehme.

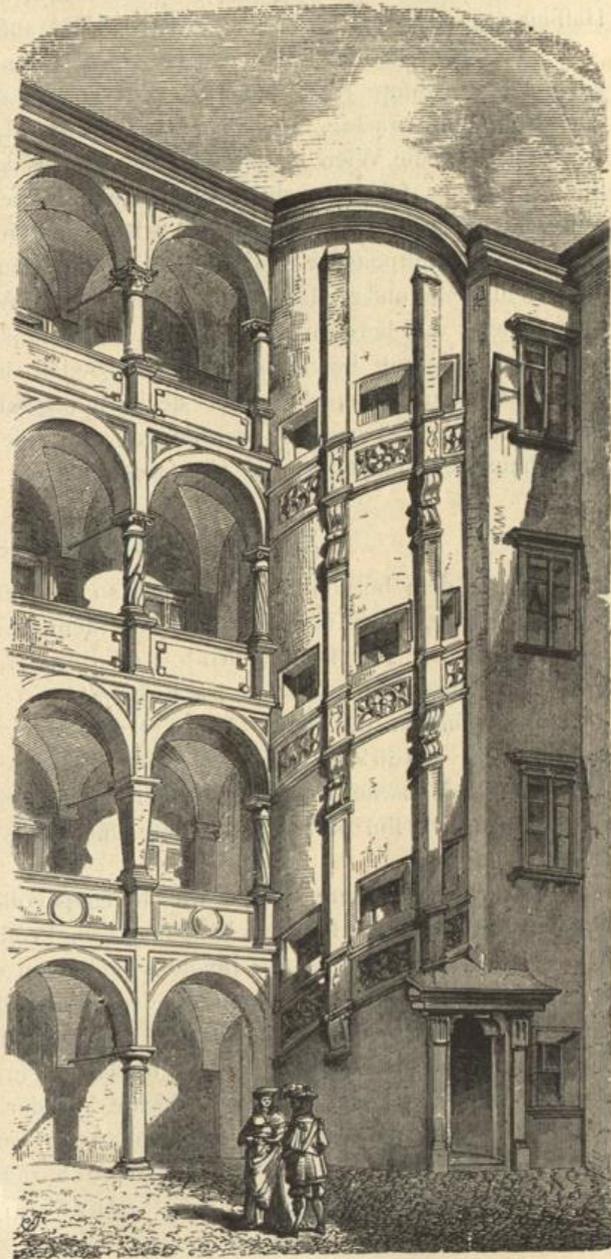


Fig. 48. Innenansicht des Selb'schen Hauses.

Das andere Haus an der Ecke der heutigen Habsburgergasse mit Nr. 1134 (neu 15) ist das sogenannte *Haffner'sche* Haus mit dem Schilde „zum goldenen Kopf“. Seine ältesten nachweislichen Besitzer waren des *Hanns Martin Haffner*, Doctoris Juris und niederösterreichischen Regimentsraths, Erben. Der Name des Schildes aber stammt schon aus dem Jahre 1476 von *Hanns Awbainer*, dem *Goldschmidt*. Auch stand hier 1443 eine Capelle zu St. Barbara, die durch Haffner restaurirt und von Kaiser Josef 1782 aufgehoben wurde.<sup>1)</sup>

Hier an der Ecke der heutigen Habsburgergasse befand sich zu Ende der Zwanzigerjahre das berühmte Kaffeehaus des „Taroni“, den man damals mit einer sehr pikanten Affaire in Verbindung brachte, und von dem auch das Kaffeehaus lange Zeit „zum Taroni“ hiess. Alle Italiener, die Wien zum bleibenden Aufenthalt erwählten, pflegten sich regelmässig hier einzufinden. Später führte es den bescheidenen Namen „zum Jüngling“, und ein elegant gekleideter junger Mann im Frack von neuestem Schnitt und Muster, mit makellos weissen Beinkleidern, mit hohem Cylinderhut, Reitpeitsche und mit Cigarre im Munde, in Lebensgrösse gemalt, diente als modernstes Kaffeehausschild und zugleich als erstes Muster der Wiener Herrenmode. Auch Horschel, der bravouröseste Billardspieler und berühmte Schöpfer der sogenannten „Kinderballette“, die damals im Theater an der Wien ihre Zugkraft bewährten, kam zuweilen hieher, wenn er Geld brauchte, um die Partie zu hundert Gulden zu spielen und sie auch regelmässig zu gewinnen. Das Kaffeehausgeschäft ging später auf den Kaffeesieder „Schweiger“ und zuletzt auf „Schlögel“ über. Im Jahre 1848 war das Kaffeehaus der Hauptsitz aller Gutgesinnten oder „Schwarzgelben“, wie man sie nannte.

#### Das Gunkel'sche Haus Nr. 1144 (neu 16),

von Gunkel, dem berühmten Schneider, so benannt, von dem sogar Heinrich Heine, als er Wien besuchte, Notiz nahm und ihn in seinen Memoiren mit in die Unsterblichkeit hinübertrug, indem er von ihm sagte: „Es freute mich, auf dem Hause des berühmten Mannes das schlichte Wort „Schneider“ gelesen zu haben.“

Und in der That, Josef Gunkel war kein gewöhnlicher Schneider von Profession, sondern ein „Denker“, ein „Genie“ in seiner Art; schon seine Erscheinung war die eines bedeutenden Menschen, und es verlohnt sich, meine Leser mit ihm näher bekannt zu machen, um so mehr, als ich ihn persönlich kannte und öfters im elterlichen Hause sah, da mein Vater bei ihm arbeiten liess.

Seine äussere Gestalt war die eines vollendeten Gentleman, seine ruhigen, aristokratischen Manieren zeugten von feinstem Umgang, sein Profil war geistreich, die Gesichtszüge interessant, eine legère Frisur, eine bequeme Cravate signalisirten den genialen Menschen. So leicht und ungezwungen er sich auf dem glatten Parquette des Salons bewegte, so einfach und schlicht wusste er seine ganze Haushaltung zu führen. Gunkel war der Schneider der Aristokratie; von den Zwanzigerjahren an bis hoch in die Fünfziger hinauf bekleidete er beinahe ausschliesslich den österreichischen Adel. An ihn knüpft sich ein Stück Geschichte aus der hohen Wiener Gesellschaft. Man liess damals die Pferde von Gauermann, seine Frau von Amerling und Schrotzbérg malen, oder von Kriehuber lithographiren, aber seine Person von Gunkel anziehen. Seine „Clientel“ und noch mehr sein „Schuldbuch“ war eine vollständige Adelsgenealogie. Ehrgeizig, feinfühlig, voll Geist und rascher Auffassung wandte er Alles an, um sein Metier zur höchsten Vollkommenheit emporzuheben. Er

<sup>1)</sup> Die ältesten Besitzer des Hauses waren: 1443 *Marget Erhart des Griefen selig Wittib zunegst des Haus von Pettau*; dann 1572 *Gabriel Kenzl*, Maler, 1684 *Martin Haffner's Erben*, 1700 *Ihro Gnaden Maria Anna Freiin von Arizaga*, 1766 *Herr und Frau von Mondens*, 1775 *Frau von Mondens*, 1786 *Edler von Seeger*, 1795 dessen Erben, 1806 *Jakob von Reinlein*, 1812 *Raphael von Reinlein*, 1824 *Theresia von Reinlein*, später *Jakob von Reinlein*. Dieses und das vorbenannte Haus wurden von der Wiener Baugesellschaft unter dem Namen „Grabenhof“ in eins verbaut und an den gegenwärtigen Besitzer *Philipp Dorisch* verkauft.

war Poet in seinem Fache, mit ihm hob das romantische Zeitalter des „Bügeleisens“ an und mit ihm ging es auch zu Grabe. Er machte es wie ein tüchtiger Porträtmaler, er studirte vorerst seine Kunden, ihre Haltung und Manieren, ihre Gewohnheiten und Bewegungen, ehe er daranging, sie zu bekleiden, er arbeitete nie nach der Schablone und verstand die Kunst, mit feinem Tacte zu individualisiren, d. h. er machte (wie damals Saphir scherzhaft bemerkte) niemals aus einem Statthalter einen „Ellenritter“, oder zog einen Künstler als „Zahlmarqueur“ an. Wie sehr er es mit seiner Kunst ernst nahm, beweist, dass er Anatomie hörte und die natürlichen Körperdimensionen studirte. Er formte Modelle aus Thon, bekleidete sie und stellte dieselben an der Wand seines Studirzimmers auf. Dort besuchten ihn Fürsten, Grafen, Dichter und Künstler, in diesem Studirzimmer hegte er seinen Lieblingsplan aus, den Gedanken der „Double-Röcke“ und der „englischen Fracks“, die dann die Runde durch die ganze Welt machten. Doch plötzlich kam das Jahr 1848, und mit ihm änderte sich Vieles, ja auch seine Kundschaften blieben nicht immer dieselben. Viele wurden weniger eitel und weniger präntiös, andere zwangen die Verhältnisse, ihre kostspieligen Passionen einzuschränken und das blaublütige Gebot „sich bei Gunkel bekleiden zu lassen“ wurde nicht mehr so unverbrüchlich, so heilig gehalten, wie es vormals der Fall war. Sein Glück, dass er es Gott sei Dank nicht nöthig hatte, Schneider zu sein, denn er besass Vermögen, einen Antheil des Hauses am Graben Nr. 16, ein noch grösseres Haus in der Tuchlaube Nr. 11 und früher schon einen Hausantheil bei den „drei Laufern“ am Kohlmarkt, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, auch eine Villa in Hütteldorf. Er hielt Equipage, fuhr aber nur (wie echte Cavaliere) in seinen eigenen Fiaker. Eine köstliche Anekdote erinnert an eine solche Gunkel'sche Fiakerfahrt. Als nämlich Gunkel eben in den Wagen steigen wollte, rief ihm der Fiaker zu: „Halt, Euer Gnaden! Euer Gnaden haben hier einen Bureauspritzer,“ und nahm ihn behutsam mit den Fingerspitzen einen langen Zwirnfaden vom Rocke weg.

Eine ebenso treffliche als wahre Anekdote erzählt man sich von ihm und Metternich. Der allmächtige Staatskanzler fragte ihn, ob er es denn auch mit der Freiheit halte. Der immer schlagfertige Gunkel antwortete: „Durchlaucht, wo kämen wir hin mit der Freiheit? Zur Revolution, zu den Jacobinern, und wir Schneider können uns doch nicht für die „Sansculotten“ begeistern.“ Metternich lächelte gnädig und entliess ihn mit freundlichen Blicken. Nun ist Gunkel seit vier Jahren todt, und sein Vermögen erbten seine Kinder und Frau, nur der älteste Sohn führt das Geschäft im selben Hause am Graben noch heute fort. Das Haus gehört ebenfalls zu einem der ältesten am Graben. Es wurde schon in den Grundbüchern vom Jahre 1534 als das **Prathaus** genannt<sup>1)</sup> und später „zum deutschen Ritter“ beschildet.

<sup>1)</sup> Im Bürgerspitalsgrundbuche (St.-A. 37 vom Jahre 1429) heisst eine Stelle: **Christian Holeczl hat bestanden das Prathaus auf acht jar gegeben jedes Jahr 25 W. dr.** Die ältesten Besitzer waren: Burkhard Kugler's von Edfeldt, kays. Camermusicus, Erben, 1534 Jacob Walich, *Med.-Dr.* (von dieser Zeit angefangen das Prathaus genannt), 1684 Burkhard Kugler, 1700 Burkhard Kugler (ein Erbhaus), 1766 Frau von Wüber, 1775 Freifrau von Wüber, 1786 Josef von Koller, k. k. Hofrath, 1822 dessen Erben Carl und Johann Freiherren von Moser, Benedict Freiherr von Pasqualati und Franz von Koller. Aus der Josefinischen Zeit ist eine wahre Anekdote aus der Chronik dieses Hauses erhalten geblieben. Im ersten Stocke wohnte hier der Hofrath Kressl, ein Liebling des Kaisers. Eines Morgens nach dem Frühstück sah Kressl wie gewöhnlich beim Fenster hinaus; Sträflinge in langen Reihen kehrten, wie es damals üblich war, in Ketten die Strasse. Da kam ein höchst anständig gekleideter junger Mann eben seines Weges daher, die edlen Züge, der Anstand, den er sich gab, verriethen eine bessere Herkunft und sorgfältigere Erziehung. Er ging auf einen der Sträflinge zu und küsste ihm ehrerbietig die Hand. Dies fiel dem Hofrath auf und er liess den jungen Mann durch seinen Bedienten zu sich bitten; dieser erschien, und auf die Frage, was diese sonderbare Ehrfurchtsbezeugung wohl zu bedeuten habe, antwortete derselbe, dass unter den Sträflingen sich auch sein Vater befinde. Der Hofrath, ergriffen von der kindlichen Pietät, erkundigte sich über den jungen Mann, und als er das Beste erfuhr, erwirkte er auch beim Kaiser die Freilassung des Vaters. „Hier muss man Gnade walten lassen,“ sagte der Kaiser, „schon des wackeren Sohnes halber. Die Gerechtigkeit ist ja blind, hat „beide“ Augen verbunden, so will auch ich ein Auge zudrücken.“

### Das Ritter von Murmann'sche Haus Nr. 1145 (neu 17)

war einst Eigenthum des reichen und hochangesehenen **Hof-Cammerraths** und **kais. geheimen Zahlmeisters** Hieronymus Scalvinoni, der bereits seit dem Jahre 1700 im Stadtgrundbuche an der Gewähr erscheint, dessen Besitz aber im Jahre 1766 auf die Jagscky'schen Erben und dann 1775 auf Theresia Contrini überging, von da an bei dieser Familie nahezu ein volles Jahrhundert verblieb.<sup>1)</sup>

### Das Haus „zur grossen Bethen“ Nr. 1146 (neu 18),

ein Eckhaus vom Graben zum Kohlmarkt, in welchem sich heute Maurer's Reiserequisitenhandlung „zum Husaren“ befindet, gehörte 1684 dem Friedrich Leopold von Löbenthurn (Löwenthor), 1700 Friedrich von Löbenthurn, niederösterreich. Regimentsrath. Es führte schon damals den Namen „zur grossen Bethen“ zur Erinnerung der grossen „Bethenmacherzunft“, die hier ihre Rosenkränze verkaufte und zu diesem Zwecke früher zahlreiche Verkaufsstände aufgeschlagen hatte.<sup>2)</sup>

### Das Storchenhaus Nr. 281 (neu 19)

ist durch eine Reihe ausgezeichneter Gelehrten und berühmter Männer merkwürdig, deren Andenken sich an den Besitz dieses Hauses knüpft. Besonders ehrwürdig ist uns die Erinnerung an **Marx Treitsauerwein von Ehrentreih**, den Geheimschreiber des **Kaisers Maximilian I.**, ein Name, unvergänglich wie der Ruhm des ritterlichen Kaisers, dessen Thaten er selbst der Nachwelt in seinem „**Weisheit**“ zurückliess, indem der Kaiser sie ihm, dem Vertrauten, fast grösstentheils persönlich in die Feder dictirte. Alles, was an diese Zeitepoche und ihren Kaiser erinnert, ist für uns hoch interessant und besonders bemerkenswerth. Ich könnte in der ganzen Weltgeschichte keine Zeitperiode nennen, wo in einem verhältnissmässig so engen Zeitraume so viele, so bedeutende, so reformatorische und weltumgestaltende Erfindungen und Entdeckungen sich zusammendrängten, als eben in jener Epoche. Die Erfindung des „Schiesspulvers“ (1365—1371), die „Buchdruckerkunst“ (1440—1442), die „Entdeckung Amerikas“ (1492), sie alle gaben der Welt eine neue Gestalt, einen plötzlichen Ruck nach vorwärts; und während noch die Geistlichen mühsam in klösterlicher Zelle Bücher schrieben, wurden bereits in Mainz hunderte von Bibeln gedruckt und nach Paris auf den Markt gebracht; und während noch in Deutschland „die geheime Sehne“ blühte und die Geister knebelte, wurden vom Kaiser bereits ordentliche Richter eingesetzt, die nach römischen und canonischen Gesetzen Recht sprachen; und während noch vor kurzem schwerfällig gepanzerte Ritter mühsam das Schwert zogen, die Lanze schwangen (ohnmächtig gegen das weittragende „Kugelrohr“), schuf der Kaiser „stehende Truppen“, und es handhabten bereits seine berühmten „Lanzknechte“ die von ihm selbst verbesserte „Schusswaffe“ und das „grobe Geschütz“.

<sup>1)</sup> Die ältesten Besitzer sind: 1536 Hans Güssl, der sieben freien Künste Meister, 1571 Wolfgang und Martin Gossel (Gebrüder), drei Sechstel Haus, 1635 Franciscus Gannser, *Med.-Dr.*, und Friedrich Stol, *Maler*, 1684 Franciscus Gannser, *Med.-Dr.*, 1700 Hieronymus Scalvinoni, *kais. geheimer Zahlmeister*, 1775 Theresia Contrini, 1795 Contrini'sche Erben, 1806 Maria Anna Contrini, 1820 Dr. Johann Baptist Engert, Maria Anna Contrini, Maria Anna Engert, Josefa von Scharf, Wilhelmine Engert und Carl Scharf, M. A. Contrini's Erben und gegenwärtiger Besitzer Emil Ritter von Murmann. Uebrigens fand sich im Grundbuch eine auf dieses Haus bezügliche Stelle welche wörtlich lautet: „Perchtolt von Ellerbach, Purkhard von Ellerbach seliger son, hat ein haus mit aller seiner Zugehörung gelegen zenagt dem „Prathaus“, ob das von seinen Vater und von seinen pruder Purkhard Hannen seligen erblich aintomen und gestorben ist 1445.“

<sup>2)</sup> Als Hauseigenthümerin erscheint seit ältester Zeit grundbücherlich vergewährt: Thomas Ruel, *Dr.-Juris*, ein Sechstel Haus von Hans Güssl selig Haus, 1684 Friedrich Leopold von Löbenthurn, 1700 Friedrich Löbenthurn, niederösterreich. Regimentsrath, 1766 Frau von Führenberg, 1775 Maria Rubertin, 1783 Barbara Bernadin, 1795 deren Erben, 1806 Maria Anna Gräfin von Martiani und Steinhof, 1822 Franz Malzer, 1833 Johann Malzer und später Andreas Strasser. Der jetzige Besitzer ist Ritter von Maurer.

Der Kaiser berief Künstler und Gelehrte, gab der Wiener Universität die erste Professur der Dichtkunst, errichtete die erste Fahrpost, schuf neue Handelsverbindungen, theilte Deutschland in zehn Kreise und schenkte endlich der Welt am Reichstage zu Worms 1495 den „ewigen Landfrieden“.

So kam es denn, dass das Mittelalter zu Grabe getragen wurde und eine neue reformatorische Zeit hereinbrach mit modernen Gefühlen und Anschauungen, mit neuen Ansprüchen und neuen Bedürfnissen, und so kam es auch, dass sich das „Alte“ an das „Neue“ hart drängte, sowie sich im ganzen Wesen des Kaisers beide Endpunkte concentrirten. Sein Gemüth gehörte dem Mittelalter an, seine Thatkraft aber war der neuen aufdämmernden Zeit gewidmet, sein ganzes Wesen, seine Gewohnheiten und Sitten wurzelten im Mittelalter, während sein Geist vorwärtsdrängte in neue, freie Bahnen. Es war daher begreiflich, dass der Gedanke dem Kaiser naheliegen musste, sein vielbewegtes, thatenreiches Leben der Nachwelt in einem schriftlichen Denkmale zurückzulassen. Denn er selbst schrieb einst die merkwürdigen Worte: „**Wer im in seinem Leben kein Gedächtnus macht, der hat nach seinem Tode kein Gedächtnus und desselben Menschen wird mit dem Glockenton vergessen.**“ Er gab also im Jahre 1514 seinem Geheimschreiber **Mary Treißauerwein von Ehrentreiß** den Auftrag, die vom Kaiser theils selbst geschriebenen, theils von demselben dictirten Aufsätze zu sammeln, zu ordnen und sie im Geschmacke der Zeit in einer geheimnissvollen romantischen Einkleidung darzustellen. So entstand denn das vielberühmte Buch der „**Weißkunig**“, zu dem **Hans Burgkmayer** (Freund und Schüler Albrecht Dürer's) 237 Zeichnungen in Holzschnitt beifügte, die bei aller Schwerfälligkeit der Zeichnung doch für die Kenntniss damaliger Zeit, Bewaffung, Kleidung, Kriegskunst, Bauart, Sitten und Gebräuche unendlich wichtig sind und noch heute demjenigen, der ein Buch über deutsches Volk und Sittengeschichte schreiben würde, ein überreiches Feld neuer Forschungen darböten.

Je mehr wir uns in diesen Gegenstand vertiefen, desto stärker drängt sich uns die Ueberzeugung auf, dass die Zeitgenossen Maximilians von dieser umgestaltenden Sturm- und Drangperiode selbst nichts bemerkten und keine Ahnung hatten von diesem plötzlichen Fortschritt. Ebenso klar wird es uns auch, dass keine Zeitepoche jener Maximilianischen Periode so ähnlich war, ihr so auf ein Haar gleich, wie unser heutiges Zeitalter.

Auch in unseren Tagen (und diese Bemerkung ist interessant genug) drängen sich in verhältnissmässig knappem Zeitraume von nur wenigen Decennien die wichtigsten Erfindungen zusammen; auch wir bemerken gar nicht den plötzlichen Ruck nach vorwärts, das riesenschnelle Vorwärtsstürmen in eine andere, reformatorische Welt. Was z. B. haben wir Zeitgenossen nicht Alles entdecken gesehen? Welche epochemachenden Erfindungen auf dem Gebiete der Physik, Chemie, Mechanik etc. haben wir nicht selbst miterlebt? Die Ausnützungen der Elektrizität, des Dampfes! Welch weltstürmende Neuerungen wurden nicht in Scene gesetzt für die Bedürfnisse des Lebens, für den Comfort, für Kunst, Wissenschaft und den Haushalt, ohne dass es uns heute besonders auffiele! Wir nehmen diese Neuerungen gleichgiltig hin, als ganz natürlich, als selbstverständlich. — Erst spätere Geschlechter werden erstaunen über die Masse der Erfindungen, von deren Entstehung wir so glücklich sind selbst Augenzeugen zu sein. Eisenbahn und Dampfschiffe (neuestens die elektrische Bahn), das Gas- und elektrische Licht betrachten wir als etwas ganz Gewöhnliches; Telegraph, Kabeltau, die Stenographie, die pneumatische Post, das Telephon als etwas Selbstverständliches; Daguerreotypie, Photographie, Cliché, Farbendruck, Zinkphotographie und Heliographie als natürliche Vervielfältigungsmittel; ebenso in der Verbesserung der Waffe: die Torpedos, Mitrailleusen, das Zündnadelgewehr, Hinterlader, Kugelspritze, Revolver, Stahlgusskanone etc. Auf dem Gebiete der Mechanik jenes Heer von Hammer-, Schneid- und Nähmaschinen, die sich der menschliche Geist in allen Zweigen der Industrie, auf allen Gebieten des Lebens dienstbar gemacht!

Dies Alles berührt uns heute kaum, wir sprechen kaum mehr davon, und wir ahnen auch nicht die reformatorische, überwältigende Kraft, die in diesem Allen noch schlummert, ganz so wie einst in den Zeiten Maximilian's I., wo sich Alles vollzog, ohne dass es die Mitlebenden auch nur fühlten oder bemerkten.

Wollten wir noch weiter eine Parallele ziehen zwischen dem Maximilianischen Zeitalter und unserer Gegenwart, so bemerken wir deutlich, dass damals wie jetzt dieser allzu plötzliche Uebergang vom „Alten“ zum „Neuen“, dieses allzu rasche Vorwärtstürmen unfertige Zustände, Zerfahrenheit, Zerrissenheit und somit auch in allen Schichten der Gesellschaft Erregtheit und Unzufriedenheit erzeugen musste.<sup>1)</sup>

In dieser Beziehung ist uns also der „Weißkunig“ des Kaisers Maximilian I. ein Geschichtsdenkmal besonderen Werthes, da er nicht bloß ein Werk von unzweifelhafter Echtheit, sondern auch ganz besonders eine „Fundgrube“ der wichtigsten culturhistorischen Nachrichten ist, deren Consequenzen die Geschichtschreiber und Forscher unserer Tage noch lange nicht gehörig zu würdigen und auszunützen gewusst haben. Dieses kostbare Manuscript von der Hand Treitzsauerwein's war lange Zeit verschollen, bis es endlich im Jahre 1665 vom Gelehrten Lambecius im Stammschloss zu Ambras in Tirol entdeckt und nach Wien in die Hofbibliothek gebracht wurde, wo es so lange in stiller Verborgenheit ruhte, bis endlich die dazu gehörigen Holzschnitte unvermuthet in Graz aufgefunden wurden, worauf man dann das Werk (mit diesen Abbildungen begleitet) in Folio unter dem Titel: „Der Weißkunig, eine Erzählung von den Thaten Kaiser Maximilian's I. im Jahre 1775 in Wien“ vollständig herausgab.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Ich erlaube mir hier eine Stelle aus der Zeitschrift „Wiener Kunsthalle“ (die ich in den Jahren 1871 bis 1874 als Eigenthümer und Redacteur herausgab) zu citiren: „Dieses rastlose Vorwärtstreben charakterisirt vornehmlich unser Jahrhundert und bildet gleichsam sein „Schlagwort“; und sowie jedes Zeitalter sein eigenes charakteristisches Merkmal hat, in welchem sich alle seine geistigen und materiellen Interessen vereinigen, und durch welches der Ideengang der ganzen Menschheit wie in „einem“ Brennpunkte sich concentrirt, und sowie das frühere Jahrhundert das Zeitalter der Gleichheit, das diesem vorhergehende das Jahrhundert der „religiösen Freiheit“ hiess, so hat auch unser jetziges Jahrhundert sein eigenes „Schlagwort“ und dies heisst „Eilfertigkeit“. Die Menschheit eilt heute in wilder Hast nach vorwärts; dieser fieberische Zug durchzuckt stärker als sonst all ihr Thun und Lassen. Mit diesem Zuge ist freilich auch jener unglückselige Zustand des Ueberganges, des Unfertigen, des Zerfahrenen verbunden. Es scheint, als ob plötzlich ein gewaltiger „Gährungsprocess“ eingetreten wäre, als ob all' die grossen Erfindungen auf dem Gebiete der Physik, Chemie, Mechanik sich zu rasch, zu plötzlich in einen engen Zeitraum von nur wenigen Decennien hineingedrängt hätten, als ob diese Neuerungen die Menschen gleichsam unvorbereitet trafe und daher alle bisherigen Verhältnisse in jähe Verwirrung gebrächte. Eine tiefe Erregtheit und Unzufriedenheit unterwühlt bereits alle Stände und bekundet heute schon deutlich genug ihren gewaltsamen „Gährungsprocess“. So erklären sich denn auch die heutigen socialen und politischen Misstände, Nichts konnte sich noch klären, nichts sich ausgleichen. Ueberall finden wir unfertige Zustände, Zerrissenheit, Zerfahrenheit, Spaltung und Trennung. Die „Schule“ trennte sich erst kürzlich vom „Staate“, der „Staat“ unlängst von der „Kirche“, das „Capital“ von der „Arbeit“, die „Autorität“ vom „Glauben“!

<sup>2)</sup> Der Weißkunig umfasst den Zeitraum von 1450 bis 1513 und zerfällt in drei Abtheilungen. Der erste Theil erzählt, wie Maximilian's Vater Friedrich IV. sich vermählt und mit seiner jungen Gemahlin in Rom gekrönt wird; der zweite von Maximilian's Geburt, Erziehung, Unterricht und Jugend; der dritte von Maximilian's Kriegen und Heerfahrten. In der Erzählung selbst wird Niemand mit seinem eigentlichen Namen benannt, sondern alle bedeutenderen Personen unter erdichteten Namen aufgeführt. So heisst Maximilian I. der Jung-Weißkunig, ein Name, den ihm schon sein Lehrer gegeben indem er, als Maximilian schon frühzeitig als Kind überraschende Fortschritte in den Wissenschaften machte, öfters ausrief: „So „jung“ noch, weiß der Kunig schon so viel!“ Dafür wurde der kaiserliche Vater Friedrich IV. nie anders als der „alte Weißkunig“ genannt. Herzog Carl von Burgund ist „Kunig der Seureisen“; Mathias Corvinus von Ungarn der „grüne Kunig“; Ludwig IX. von Frankreich der „blaue Kunig“; Eduard IV. von England der „alte Kunig von Blumen“; Richard III. von England der „rotte Kunig“; Herzog Johann von Cleve der „Kunig mit dem Schwan“ u. s. w. Wie viel übrigens von Maximilian's eigener Hand herrühren mag und wie viel von Treitzsauerwein, ist wohl nicht mehr zu ermitteln; so viel jedoch ist gewiss, dass viele Schilderungen nebst manchen Einförmigkeiten mit so viel Liebe und warmer Theilnahme entworfen sind, dass der unbefangene Leser gewiss in ihnen den wahrhaft poetischen Sinn und das überfeurige Gemüth des grossen Kaisers leicht zu erkennen vermag.

**Treitzsauerwein**, der Vertraute des Kaisers (oder wie er in dem Stadtgrundbuche vom Jahre 1524 benannt wird: „Der Edel gestrenge Ritter Herr **Marx Treitzsauerwein** seiner fürstlichen Durchlaucht unseres genädigsten Herrn Rath und Verwalter der Nieder-Oesterr. Lande“), verfasste den „Weistunig“ in der Zeit von Johannis und Weihnachten 1514, also kaum fünf Jahre vor dem Tode des Kaisers, und starb am 6. September 1527 mit Hinterlassung eines Testamentes, worin er seiner Ehefrau Barbara das **Storchenhaus** vermachte, in Folge dessen dieselbe im Jahre 1527 an die Gewähr kam. Ihr folgte in dem Besitz die Schwester des Treitzsauerwein, **Marta Strasspurger**, die das Haus später im Jahre 1539 an **Philipp Gundel**, der Rechte Doctor, kaiserl. Majestät Rath und Kammerprocurator der niederösterreichischen Lande, verkaufte, dessen Name in seinem damaligen Besitzthume, dem „Gundelhof“, noch heute fortlebt.

Auch dieser Hausbesitzer war ein berühmter Gelehrter von glänzendem Namen. Er hielt im Jahre 1519 öffentlich in Wien dem eben verstorbenen Kaiser Maximilian I. eine gehaltvolle Leichenrede, wurde 1530 zum Rector der juridischen Facultät und 1640 zum Rector der Wiener Universität ernannt. Durch seine Tochter Margarethe gelangte das Haus nach seinem am 4. September 1567 erfolgten Tode in den Besitz ihres Gatten, des angesehenen Doctors **Johann Ambros Brassicani von Köelburg**, 1566 Decan der juridischen Facultät zu Wien, 1573 Rector der Wiener Universität starb er 1589 als wirklicher niederösterr. Hofkammerrath, nachdem er seit längerer Zeit an der Spitze der akatholischen Partei zu Wien gestanden, deren Leitstern und Stütze er bekanntlich bis zu seinem Lebensende war.

Das Storchenhaus hatte übrigens im Laufe der Zeit einen wirklichen „Storch“ im Schilde erhalten und erscheint mit der Benennung „zum weißen Storch“ in dem ersten „Häuserverzeichnis Wiens „Schatz, Schutz und Schanz“ vom Jahre 1701. Seine ursprüngliche Benennung dürfte es jedoch wohl schon von seinem ersten Besitzer und wahrscheinlich auch Erbauer, dem Domherrn von St. Stefan **Jacob Storch** herleiten, denn in dem Grundbuche vom Jahre 1451 heisst es: „**Ludwig Storch, kumbher zu St. Stephan, und seine Gebrüder**, worauf dann **Hanns Oeder, Sr. k. Majestät Rath und Salzamtman zu Wien**, an die Gewähr kam, der dann das Haus an seinen Schwiegersohn **Treitzsauerwein** vermachte. Eigentlich bestand das Haus früher aus zwei kleinen Häusern, wovon das eine bei der ersten Häusernumerirung die Nummer 170 und das zweite die Nummer 171 führte.<sup>1)</sup> Beide Häuser wurden schon im Jahre 1798 von Josef Freiherrn v. Hagenmüller erkaufte, die er das Jahr darauf zusammenreissen und zu Anfang unseres Jahrhunderts in eins verbauen liess, wie wir es noch vor Kurzem sahen. Im Jahre 1828 gehörte es den Hagenmüller'schen Erben, 1838 Josef Freiherrn von Pasqualati und zuletzt den freiherrlich von Hagenmüller'schen Erben.

### Das Nadlerhaus Nr. 282 (neu 20)

bildete eine Ecke vom Graben in die Naglergasse und bestand aus zwei Häusern,<sup>2)</sup> deren eigenthümliche Bauart ein mehr als 300jähriges Alter vermuthen liessen. Die hohen Dächer und niederen Fenster, die Mauerbögen und Wandverzierungen contrastirten gar seltsam gegen ihre

<sup>1)</sup> Die ältesten Besitzer des Hauses Nr. 170 waren: Andreas Spöckhl, Cammerdraxler des äusseren Rathes, 1445 Georg Goltperg, Sattler, 1486 Hanns Goltperger, Licentiat der heiligen Schrift, Schulmeister zu St. Stefan, 1700 Thomas Lang's Erben, 1770 Rosina Kramer, Lebzelterin, 1783 Rosina Hauer, 1795 Mathias Hauer, 1798 Josef Freiherr von Hagenmüller. — Die ältesten Besitzer des Hauses Nr. 171 aber waren: Thomas Lang, Handelsmanns Erben, 1441 Helene Linhart, Neuschöfer Wittib, 1454 Jacob Storch, Richter und Bürgermeister, 1494 Ludwig Storch (oder Storch), 1513 Hans Oeder, Rath und Salzamtman zu Wien, 1524 Marx Treitzsauerwein, 1539 Philipp Gundel, 1567 Doctor Johann Ambros Brassicani von Köelburg, 1589 dessen Erben, 1684 Thomas Lang's Erben, 1700 Mathias Zimmermann, Schneidermeister, 1775 Carl Schütz, 1795 dessen Erben und zuletzt Josef Freiherr von Hagenmüller, der obige beide Häuser, wie bereits erwähnt zusammenkaufte und in eines umbauen liess.

<sup>2)</sup> Die beiden Häuser führten nach der ersten Häusernumerirung die Nummern 172 und 173, und das eine Haus (Nr. 172) gehörte im Jahre 1461 dem Jacob Storch und 1513 dem Meister Ludwig, das andere (Nr. 173) dem

moderne Umgebung. Sie hatten zwei Thoreingänge, den einen von der Naglergasse, den andern vom Graben. Das Eckhaus in die Naglergasse bildete das eigentliche „Adlerhaus“ mit einem alten kaum bemerkbaren „Wandbild“, wie Jacob mit dem Engel ringt, und unter demselben die halbverwitterte Inschrift: „Jacob runge mit dem Engel, darumb wurde ihm der Name Israel gegeben.“ An der Grabenseite bemerkte man als „Hausschild“ zwischen dem zweiten und dem dritten Stockwerke ein Basrelief, das „Auge Gottes“ darstellend. Erst im Jahre 1770 wurden beide Häuser unter Maximilian Lechner in einen Besitz vereinigt und in derselben Gestalt in eines zusammengebaut, wie wir es noch vor Kurzem zu sehen gewohnt waren.

### Das Sparcassagebäude Nr. 567, 568, 572 (neu 21)

bestand aus drei kleineren Häusern,<sup>1)</sup> die von der Direction der seit 1819 gegründeten „Sparcassa“<sup>2)</sup> in den Jahren 1824, 1826 und 1827 angekauft, abgetragen und in der Zeit von 1835 bis 1839 in das imposante, weitläufige Gebäude zusammengebaut wurden, wie wir es Alle noch gegenwärtig kennen. Die Hauptfront ist gegen den Graben und die Seitenfront gegen die Tuchlauben gekehrt, die hier an ihrem oberen Ende früher „Spenglergasse“ (unter den Spenglern) genannt wurden.

Caspar Blassing, kais. Hofbuchhalters (Reitdieners) Erben und im Jahre 1432 dem Michel von Menerstorff, der es 1475 an Wenzel Schenk (Die Zeit Münzmeister in Oesterreich und des rats, seinem Schweber) verkaufte. Nach Maximilian Lechner, Med.-Dr., der im Jahre 1770 beide Häuser in seinem Besitze vereinigte, folgten 1795 dessen Erben, 1806 Anton Hoff und später die Hoff'schen Erben. Es führte seit den ältesten Zeiten im Grundbuche die Bezeichnung: „Am Kohlmarkt ndern Adlern.“

<sup>1)</sup> Von den früher hier bestandenen drei Häusern war das mit Nr. 586 bezeichnete das bedeutendste. Es gehörte 1700 dem Moriz Bayer, Schnürmacher, 1775 Johann Baptist Burge mit dem Schilde „zum schwarzen Hund“ und zuletzt 1806 dem Erasmus Danderlau. Mit diesem Hauptgebäude wurde das etwas kleinere Nr. 567 vereinigt. Es war ein Durchhaus, an dessen Gewähr 1700 Hof-Klampferer, Caspar Stockinger, 1775 Zinnschmied Zacharias Kreml, 1812 Laurenz Prüll und zuletzt 1822 Zacharias Prüll standen. Als Zubau wurde mit den beiden vorbenannten Gebäuden das Haus Nr. 572 vereinigt, deren Besitzer im Jahre 1700 Franz Ferner, äusserer Rath, 1795 Josef Parrath und 1806 Franz Edler von Bogner waren.

<sup>2)</sup> Die Anstalt führt den Titel: „Erste österreichische Sparcassa“ und ist schon deshalb besonders merkwürdig, da sie ursprünglich aus ganz kleinen Verhältnissen hervorging und in kurzer Zeit zu einer so riesigen, machgebietenden Grösse emporwuchs. Um die Leser mit der Entstehungsgeschichte dieses ältesten Sparinstitutes Oesterreichs bekannt zu machen, will ich in Kürze die wesentlichsten Momente ihrer Entwicklung hervorheben. Die erste Anregung erhielt die Anstalt durch Grafen Saurau, damaligen obersten Kanzler und Minister des Innern, welcher einige Bürger der Leopoldstadt ermunterte, nach dem Vorbilde mehrerer bereits in England und in anderen Ländern bestehenden Anstalten eine ähnliche für Wien zu gründen. Der damalige Pfarrer Joh. Bapt. Weber, ein intelligenter, menschenfreundlicher, würdiger Priester, ein wahrer Patriot und Wohlthäter der Armen, nahm sich der Angelegenheit mit begeistertem Wohlwollen auf das Wärmste an und legte sogleich in seinem Pfarrlocale Subscriptionsbogen auf, um den nöthigen Fond sicherzustellen, und brachte es auch wirklich dahin, dass binnen Kurzem 50 Namen edler, wohlhabender Bürger der Leopoldstadt die erste Subscriptionsliste bedeckten, so dass bereits am 19. August 1819 die „Statuten“ veröffentlicht und am 4. October desselben Jahres am Namensfeste des Kaisers Franz I. die Anstalt dem Publicum eröffnet werden konnte. Anfänglich waren nur Dienstag und Freitag als „Amtstage“ bestimmt, an welchen Einlagen von den Parteien angenommen werden konnten, und das Gründungscapital erreichte bloß die bescheidene Summe von 9159 fl. 48 kr. und die Partei-Einlagen im ersten Jahre nur 19.816 fl. 32 kr., also im Ganzen ein Verwaltungsvermögen von nur 28.975 fl. 80 kr.; bald aber war der Andrang der Parteien immer grösser und grösser und bereits im künftigen Jahre so bedeutend, dass man schon im Jahre 1821 das Amtlocal aus der Leopoldstadt ins „Deutsche Haus“ in der Singerstrasse verlegte und die Geschäftszeit von zwei auf drei Tage wöchentlich und später auf die ganze Woche ausdehnen musste. Alle fleissigen und sparsamen Gewerbsmänner, Fabriksarbeiter, ja selbst Dienstboten drängten sich jetzt herbei, um ihre kleinen mühsamen Ersparnisse dem Institute anzuvertrauen. Der Credit nahm zu und das allgemeine Vertrauen steigerte sich so sehr, dass der Geschäftsverkehr immer bedeutendere, immer staunenerregendere Dimensionen annahm. Natürlich wurde auch das Amtlocal im „Deutschen Hause“ viel zu klein, und es mussten bereits in den Jahren 1824, 1826 und 1827 drei Häuser am Graben auf dem Licitationswege angekauft und in der Zeit von 1835 bis 1839 umgebaut und für den Geschäftsverkehr eingerichtet werden. — Der wohlthätige, gemeinnützige Einfluss der Sparcassa auf das öffentliche Wohl, sowie auf die Sittlichkeit der einzelnen Familien blieb nicht aus und machte sich in immer weiteren und weiteren Kreisen bemerkbar und das Bedürfniss, ähnliche Anstalten auch in anderen Orten der Monarchie zu errichten, wurde immer lebhafter empfunden.

Die übrigen Denkmale der Vergangenheit, die uns der Graben einst bot, und von denen einige wenigstens noch im Bilde erhalten blieben, sind folgende:

### Das Peilerthor.

Dasselbe stand zwischen dem heutigen Sparcassagebäude und der Naglergasse und vermittelte so die Verbindung des Kohlmarktes mit der Tuchlaube. Wie eine Abbildung *sub Figur 49* zeigt, war das Thor mit einem thurmartigen Gebäude gekrönt. Das hohe Spitzdach, die drei kleinen Fenster oberhalb des Thoreinganges und das mit breiten Gesimsmauern umgebene Dachfenster verrathen das hohe Alter dieses Baues. Schon unter Albrecht II. (1330) und Albrecht III. (1390) kommt dieses Thor unter dem Namen „*Pepererthor*“ (von „*Pepererthurn*“) vor und behielt diese Benennung urkundlich bis ins XVI. Jahrhundert, wo es dann im Munde des Volkes in die Benennung *Peiler* und *Saperthor* überging. Es war wie alle anderen Stadthürme Wiens aus dem Vermögen der Bürgerschaft erbaut und sonach Eigenthum der Stadtcommune selbst, die von dem Stadthurm (der übrigens bewohnt war) Zinsen bezog. Nach alter Sitte hatten die „*Hogner*“ und „*Pfeilschnitter*“ diesen Thurm bis zum Jahre 1361 ausschliesslich



Fig. 49. Das Peilerthor.

Schon im Jahre 1823 wurden in der Mitte der Residenz, und zwar in der Alservorstadt, in Michelbeuern, Breitenfeld, Hernals und Währing Filialen errichtet und im Jahre 1826 auch in Salzburg, Krems und Wr.-Neustadt. Die Zahl dieser Filialen steigerte sich schon im Jahre 1829 bis auf 45. Da aber eine Concentrirung des Geschäftes sich für heilsamer erwies, der Zweck der Commanditen übrigens auch bereits erfüllt war, so beschloss man endlich im Jahre 1840 die Auflösung dieser Filialen und im Jahre 1843 wickelten die letzten drei Commanditen in Brünn, Lemberg und Salzburg ihre Geschäfte ab. Hiedurch stärkte sich noch mehr die Mütteranstalt; von Jahr zu Jahr steigerte sich die Theilnahme des Publicums und die staunenswerthe Vermehrung des Verwaltungsvermögens war die natürliche Folge davon. Schon mit Ende Juni 1853 belief sich dieses „*Verwaltungsvermögen*“ auf achtunddreissig Millionen (nämlich genau in Ziffern ausgedrückt auf 38.036.671 fl. 24 kr.) und lieferte, da Ziffern unerbittliche Richter sind, den schlagendsten Beweis, dass eine Anstalt, wenn auch aus noch so unbedeutenden Keimen entsprossen, dennoch durch streng rechtliche Gebarung und durch geordnete und umsichtige Verwaltung allen gerechten Anforderungen zu entsprechen und selbst auch die grössten Ziele zu erreichen im Stande sei. Wie vollkommen übrigens diese „*Erste österreichische Sparcassa*“ ihre Aufgabe gelöst, wie schnell sie amtirte, wie sicher und nutzbringend sie die ihr anvertrauten Fonds anzulegen wusste, wie sicher und unerschütterlich sie ihn ihren Grundfesten seit jeher dagestanden, dies beweisen jene vielen siegreich bestandenen Stürme, denen sie in den Jahren 1830 und 1831, im Jahre 1841 und vorzugsweise in dem verhängnissvollen Jahre 1848 ausgesetzt war und die nicht im Mindesten geeignet waren die Anstalt in ihrem Bestande zu erschüttern, sondern vielmehr beitrugen, ihre Existenz dauernd zu befestigen und daher als eben so viele Prüfsteine für die Trefflichkeit ihrer Organisation zu betrachten sind. Als nämlich gegen Ende Juli 1830 in Frankreich die Revolution ausbrach, verschwand mit einemmal der Geldüberfluss, die Staatspapiere kamen ins Sinken und bewirkten in gleichem Verhältniss eine Erhöhung des Zinsfusses im Privatverkehre. Es entstand plötzlich ein Bedarf nach Bargeld, und binnen drei Monaten mussten in der Sparcassa zwei Millionen als Rückzahlungen an Parteien geleistet werden. Die Auszahlungen, die sonst nur dreimal in der Woche geleistet wurden, fanden nun täglich statt, welche Verfügung dem Publicum mit dem warnenden Bemerken bekanntgegeben wurde: „den *gegen die Sparcassa erhobenen böswilligen Gerüchten nicht so leicht und zum eigenen Nachtheile der Partei Glauben zu schenken.*“ Die weitem in der zweiten Hälfte des Jahres 1830 sich drängenden Weltereignisse übten ihre Wirkung auch auf das Verwaltungsjahr 1831 in einem beinahe noch höheren Grade aus. Die kostspielige Ausrüstung des Heeres im Beginn des genannten Jahres, das fortwährende Sinken der Curse der Staatspapiere, die Erleichterung des Einkaufes derselben, das Steigen der Disconti der Mercantil- und Staatseffecten, endlich vor Allem aber die in den östlichen Theilen des Kaiserstaates verheerend ausgebrochene und plötzlich inmitten der Residenz drohend auftretende Choleraeuche waren für viele Interessenten zwingende Momente genug, um ihre bei der Sparcassa erliegende Einlage so schnell als möglich zurückzunehmen. Es wurden also in einem Zeitraume von zwei Jahren auf den Zahlischen der Sparcassa acht Millionen und dreimalhunderttausend Gulden an die Einleger zurückbezahlt. Die Zeit der Besorgniss ging jedoch glücklich vorüber und das Vertrauen in die Sparcassa (welche sonach ihre erste Feuerprobe abgelegt) wurde in nichts erschüttert, sondern bewährte sich vielmehr in einem noch höheren Grade. Schon am Schlusse des Jahres 1831 belief sich das

allein zu bewachen. Als aber der „**schwarze Tod**“ des XIV. Jahrhunderts viele Lücken in diese Stadtwache gerissen, befahl Rudolf IV. in der „**Handfeste**“ vom 20. Juli 1361, dass diese Pflicht der Bewachung allen Stadtbürgern auferlegt werden müsse.<sup>1)</sup> Unter Albrecht IV. wurde der Thurm 1426 renovirt und seit 1565 als „**bürgerliches Gefängniß**“ benützt. Er blieb in dieser Eigenschaft als städtisches Eigenthum bis zu seiner im Jahre 1732 erfolgten gänzlichen Auflösung. In diesem Jahre befahl Carl VI. zur Erweiterung der Passage und um einen besseren Ausblick auf die Hofburg zu ermöglichen, dieses Stadthor vom Grund aus abzubrechen.<sup>2)</sup>

### Die Pestsäule am Graben.

Als im Jänner 1679 die Pest oder der „**schwarze Tod**“, wie man diese schreckliche Seuche nannte, in Wien zu wüthen begann, wurde im selben Jahre eine hölzerne Denksäule vom Magistrat errichtet und am 18. October feierlichst aufgestellt. Es war ein ziemlich schmuckloses Werk

Einlagecapital auf 5,954.007 fl. 30 kr., und bis zum Jahre 1841 wiesen die Tabellen eine stete Vermehrung des Einlagsvermögens aus. Eine im Monate Juli eingetretene Handelskrise, der einige bedeutende Handelsfirmen am hiesigen Platze zum Opfer fielen, riefen das durchaus unbegründete Gerücht hervor, dass die Sparcassa von schweren Verlusten bedroht sei, und veranlassten hiedurch aufs Neue einen Andrang an den Rückzahlstisch der Anstalt, welcher so heftig einwirkte, dass schon in der zweiten Hälfte desselben Jahres allein 3,593.408 fl. rückbeholden wurden. Noch folgenreicher und ungleich wichtiger erwies sich das über die Anstalt hereingebrochene Jahr 1848. Die Summe der in diesem Jahre an 117.178 Parteien zurückgezählten Beträge betrug dreizehn Millionen (genau 13,072.841 fl. 42 kr.). Um dem so sehr erhöhten Begehren nach Rückzahlung entsprechen zu können, welches sich in dem genannten Jahre vorzugsweise in den ersten Monaten nach dem Ausbruche der Februarrevolution in Frankreich und so lange am lebhaftesten erwies, als die österreichische Nationalbank ihre Zahlungen in Silber nicht eingestellt hatte, hat die Sparcassa ihre Verleihungen von Vorschüssen auf Realhypotheken sistirt, den „**Escompte**“ bankfähiger Wechsel bedeutend eingeschränkt und Sorge getragen, dass die auf Staatspapiere und Bankactien verliehenen Vorschüsse so viel als möglich flüssig gemacht werden. Auf diese Weise ist es der Anstalt gelungen, den schwersten Sturm, der seit dem Bestande derselben über sie hereingebrochen war, ohne Anstand und ohne irgend eine Stockung in der Befriedigung der Parteien zu begleichen und hiedurch das in ihre Verwaltung gesetzte Vertrauen glänzend zu rechtfertigen. Zu diesem Behufe wurde insbesondere der Stand der Hypotheken durch Cedirung von Satzcapitalien an die Allgemeine Versorgungsanstalt oder an einzelne Privatpersonen vermindert und hiedurch bewirkt, dass der zu Ende des Jahres 1848 so sehr herabgesunkene mobile Fond im darauffolgenden Jahre auf nahezu 18 Millionen Gulden erhöht wurde. Das Jahr 1850 wurde gleichfalls für weitere Herstellung des nöthigen Gleichgewichtes in der Verwendung der Fonds benützt und erst im Jahre 1851 die Verleihung von Darlehen auf Realhypotheken wieder aufgenommen und seither vorzugsweise begünstigt. Bei dem überreichen Schatz an Erfahrungen, welche der Sparcassa-Verein besonders in den hier erwähnten drei verhängnisvollen Epochen zu sammeln Gelegenheit hatte, kann derselbe nunmehr allen kommenden Ereignissen mit dem vollsten Vertrauen entgegensehen, denn es wird dasselbe von dem für den Verein so lohnenden Bewusstsein gehoben, das Wohl seiner Mitbürger nicht allein beabsichtigt, sondern auch durch treue Erfüllung von freiwillig übernommenen Pflichten ohne Absicht auf persönliche Vortheile wirklich nach Kräften gefördert zu haben. Ich schliesse nun diesen Gegenstand mit dem Bemerkten, dass die ziffermässigen Daten aus den Originalacten und Rechnungen der Anstalt selbst entnommen sind, welche mir mit entgegenkommendster Bereitwilligkeit von der Geschäftsleitung zur Einsicht überlassen wurden, und wofür ich hiermit meinen wärmsten Dank ausspreche. Eine eingehende weitere Auseinandersetzung über die innere Organisation der Sparcassa selbst und der mit derselben vereinigten Versorgungsanstalt aber, der ich seit 12 Jahren als Vertreter der Gesammttheilnehmer nach §. 6 der Geschäftsordnung vorzustehen die Ehre habe, würde zu weit führen und den Rahmen dieses Werkes zu weit überschreiten, als dass der Gegenstand, so interessant er auch ist, hier besprochen werden könnte.

<sup>1)</sup> Die Handfeste von Rudolf IV. vom 20. Juli 1361 sagt: „**Von dem Tode und Sterben, das in den verlaufenen Jahren da streng gewesen ist, solle allen Bürgern das wiener Stadtprivilegium der Bewachung ohne Ausnahme auferlegt werden.**“ Vide das Werk „**Oesterreich unter Rudolf IV.**“ von Kurz, wo auf Seite 365 diese „**Handfeste**“ vollständig abgedruckt ist.

<sup>2)</sup> An das Peilerthor knüpft sich noch eine geschichtliche Reminiscenz. Im Jahre 1690 hatte nämlich eine Mandolettibäckerin Namens **Cäcilie Kraps** ihren Bäckerladen urkundlich an diesem Thor u. zw. gegen die Seite des heutigen Sparcassagebäudes. Sie war durch ein köstliches Gebäck berühmt geworden; die Wiener nannten es nach ihr „**Cäcilien**“, und lange Zeit galt es als Leckerbissen. Dreissig Jahre später gab sie ihrem Gebäcke eine wesentliche Verbesserung, indem sie es besonders zu Faschingszeiten mit eingesottenen Früchten füllte, daher die vornehme Welt diese Kuchen auch „**Faschingskuchen**“ und da ihr Name, „**Cäcilie Kraps**“, schon stadtkundig war, nach ihr auch „**Faschingskrapsen**“ nannte, welche Benennung dann die Oberhand gewann und sich seitdem in Wien und in ganz Europa einbürgerte.

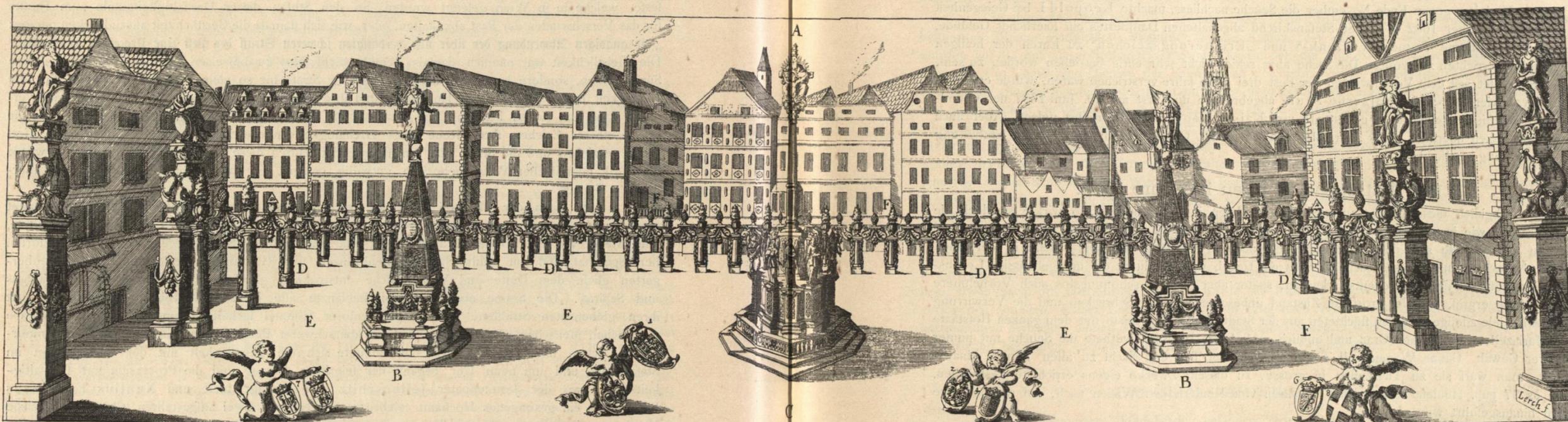
mit hohem Postament, auf welchem neun Engel und vier lateinische Inschriften sich befanden und in der Mitte eine schlanke Säule emporrage, auf welcher die Dreifaltigkeit thronte.<sup>1)</sup>

Diese hölzerne „Dreifaltigkeitssäule“ sollte aber noch einmal berufen sein eine Rolle zu spielen, ehe sie für immer von diesem Platze verschwand. Ein Jahr nach ihrer Errichtung fanden sich nämlich die niederösterreichischen Landstände bewogen, eines ihrer erhebensten Dankfeste, welche je in Wien gefeiert wurden, an den Stufen dieser Dreifaltigkeitssäule zum Danke für das Verschwinden der Pest abzuhalten, oder, wie sich damals die Geistlichkeit auszudrücken pflegte: „zur gnädigen Abwendung der über uns verhängten schweren Straff der Pest eine Procession anzustellen.“ Die Geistlichkeit war nämlich damals bemüht nicht blos zu beweisen, dass die Menschen grosse Sünder seien, sondern hauptsächlich, dass Gott zur Strafe für so viele Laster und Sünden, für ihre Ueppigkeit und Völlerei, ihren Hochmuth und ihre sinnlichen Gelüste die Pestseuche über sie verhängt habe, um sie zu bessern; und weil nun die Menschen in sich gegangen seien, und weil sie als sichtbares Zeichen ihrer Reue diese Dreifaltigkeitssäule errichtet hätten, so habe auch Gott ihnen verziehen und die Strafe von ihnen gewendet. Durch diese und ähnliche Vorstellungen wurde das Volk begreiflicher Weise gehorsam, gutwillig, gefügig, ein wahrhaft blindes Werkzeug des überlegenen Geistes.

So kam der 17. Juni 1680, an welchem Tage dieses denkwürdige Fest veranstaltet wurde, und man am Graben eine feierliche Procession und ein gesungenes Hochamt veranstaltete. Und wieder war es also der Graben, der jetzt mit hundert Schwibbögen und Triumphporten herausgeputzt und mit zahlreichen Blumenkränzen und Guirlanden umflochten, einem Zaubergarten glich, dem Düste und Wohlgerüche entströmten gleich den blühenden Gefilden Tibets und Schiras'. Die Sonne erwärmte und beglänzte alle diese buntfarbigen Herrlichkeiten mit ihren glühendsten Strahlen, und ein wolkenloser Himmel lächelte freundlich hernieder auf die glücklichen Menschen, die sich nun aus so überschwerer Pein, aus so namenlosem Elend emporgerafft. Schon um acht Uhr Früh versammelte sich die Geistlichkeit mit den Landständen im Stefansdom, und um neun Uhr begann der feierliche Umzug und die Procession zur Dreifaltigkeitssäule, wo der Jesuitenpater Jellenschitz eine Predigt hielt und Nuntius Franciscus Bonvisius ein gesungenes Hochamt celebrierte, während auf zwei aufgestellten Chören zahlreiche Musikanten ihre Posaunen und Trompeten fröhlich erschallen liessen und die daneben aufgestellte Stadtguardia dreimal die Salven abfeuerte; und Abends, als bereits die Dämmerung eintrat und die Nebelschleier, von der blutroth untergehenden Sonne gefärbt, sich zu senken begannen, hielt Abraham a Santa Clara gegen acht Uhr an den Stufen der Säule eine seiner ergreifendsten Predigten. Nie floss beredter das zündende Wort von seinen Lippen, nie schlug seine donnernde Stimme kräftiger an das Ohr der athemlos lauschenden Menge, nie schlichen seine lispelnden Schmeicheltöne sanfter in die Herzen der andächtigen Hörer als diesmal. Jede Sylbe erhielt Fülle und Nachdruck, jedes Wort fiel mit Wucht und Schwere nieder, und aus jedem Satze schien ein neues Bild hervorzuschauen. Die Rede hatte den originellen Titel: „Merk's Oesterreichs Bürgerschaft“ und erschien später als Brochure beim Universitätsbuchhändler Peter Paul Vivian und machte nicht geringes Aufsehen. Der Zufall spielte mir vor einigen Tagen dies seltene und kostbare Büchlein in die Hände, und sein origineller Titel lautet folgendermassen: „Oesterreichs Deo gratias, das ist eine ausführliche Beschreibung eines hochfeierlichen Dankfestes, welches zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit wegen gnädiger Abwendung der über uns verhängten Straff der Pest in der Kaiserlichen Haupt- und Residenzstadt Wien den 17. Juni 1680 durch die löbl. n. ö. Herrn Land Ständ höchst auf-erbaulich angestellt worden, sammt einer Predigt, so vor einer volkreichen Versammlung in Mitte der Stadt

<sup>1)</sup> Von dieser alten Säule existirt eine einzige auf Kupfer gestochene Abbildung, wovon eine Copie sich im Nachlasse des Th. v. Karajan vorfand und die k. k. Hofbibliothek durch de Pauli's Testirung gleichfalls einen werthvollen Abdruck erhielt.

## Ansicht des Grabens im Jahre 1680.



A Die schön gezierete Gelübdsäulen der Allerheiligsten Dreifaltigkeit. B Die erhöhte Pyramiden mit Schilde und Schriften. C Das Orchester die von Spiegelgläsern aufgerichtete Capeln gestanden. D Die in schöner Ordnung aufgestellte Schwibbögen. E Der Platz ins gemein der Graben genant. F Vor diesen 2 Häusern stunden zwei aufgeführte Chor für 80 Musicanten samt viel Trombettern.

Fig. 50.

### Decoration des Grabens anlässlich des Dankfestes in Folge Erlöschung der Pestseuche am 17. Juni 1680.

Aus vorstehendem seltenen Bilde können wir deutlich entnehmen, mit welcher grosser Sorgfalt und Aufmerksamkeit diese Feierlichkeit von Seite der Festarrangeure vorbereitet und in Scene gesetzt worden sein musste, um jene religiöse Stimmung hervorzubringen, von der ich früher sprach. Wie tief ergreifend mochte auch die turbulente Frömmigkeit jener Arrangeure mit ihren Blumen- und Weihrauchdüften, mit ihrem Glockengeläute und Gewehrsalven, Trompeten- und Posaunenschall auf die verblühte Menge gewirkt haben!

Von den Einzelheiten des Bildes hebe ich besonders hervor: die hölzerne Dreifaltigkeitssäule, die an derselben Stelle aufgestellt war, wo sich heute die steinerne befindet. So interessant dieselbe auch für uns als historisches Denkmal sein mag, lässt sich dennoch nicht viel Rühmliches von ihrem Kunstwerthe sagen; sie würde unserem heutigen Geschmacke kaum entsprechen, denn schon die neun Engel, welche in gleicher Entfernung am Fusse der Säule aufgestellt waren, würden uns heute zu einförmig erscheinen und unser Auge durch ihre Monotonie ermüden. Auch die „Dreifaltigkeit“ selbst nimmt sich oben auf der Spitze der allzudünnen Säule etwas unschön aus und bildet zu der gegenwärtigen sich stufenweise aufbauenden und schöngegliederten Dreifaltigkeitssäule einen grellen Contrast. Die beiden Brunnen sehen wir in zwei Pyramiden umgestaltet und auf ihren Spitzen rechts die Statue des heiligen Leopold und links jene des heiligen Josef. Die mit Festons und Blumenguirlanden reichgeschmückten

Schwibbögen sind gleichfalls im Geschmacke damaliger Zeit und nehmen, symmetrisch aufgestellt, die ganze Länge des Platzes ein. Zu beiden Seiten des Bildes bemerken wir je zwei Triumphsäulen, auf welchen weibliche Genien die Wappenschilder des Landes halten; auch sie sind mit Blumen und Kränzen reich geschmückt.

Ganz besonders ist der architektonische Hintergrund des Bildes geeignet, unsere Aufmerksamkeit vollends in Anspruch zu nehmen. Wir sehen hier die uralten Häusergruppen der Grabenseite vom heutigen Sparcassagebäude bis zum Kronen- (oder Elephanten-)haus in jener alterthümlichen Gestalt, wie sie im XVI. Jahrhunderte existirten und noch zu Ende des XVII. Jahrhunderts bestanden. Besonders die Dächer der Häuser zeigen ihre charakteristische Bauart mit ihren Dachbodenthüren und Aufziehlöchern, mit ihren spitzigen Giebeln und schmalen Rauchfängen. Erwähnenswerth ist ferner der hinter den Häusern, in der Nähe der Dreifaltigkeitssäule, emporragende Theil der alten Kirchturmspitze von St. Peter, dann links das „Hirschenhaus“ mit seinen alterthümlichen bogenförmigen Gewölbethüren und rechts das „Kronenhaus“, aus dessen ebenerdigen Fensterläden je zwei Kronen hervorsehen.

bei der Säulen der allerheiligsten Dreifaltigkeit vorgetragen durch P. Abraham, Augustiner Barfüßer und kaiserlichen Prediger. Gedruckt zu Wien in Oesterreich bei Peter Paul Divian, der löblichen Universität Buchdrucker, im Jahre 1680.“ Diesem Buche war auch eine interessante Abbildung des „Dankfestes“ beigegeben, die ich ihres belchrenden Gegenstandes halber in getreuer Copie (*sub Fig. 50*) den Lesern zur Anschauung bringe.<sup>1)</sup>

Nachdem gegen Ende November die Seuche nachliess, machte Leopold I. bei Gelegenheit eines am 25. October 1682 in der St. Stefanskirche abgehaltenen Dankfestes ein feierliches Gelübde, eine grosse steinerne Statue als „Dank-“ und „Erinnerungszeichen“ zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit errichten zu wollen. Die Sache aber schien nicht sehr eifrig betrieben worden zu sein, denn ungeachtet seit dem Verschwinden der Pest drei volle Jahre verstrichen waren, wurde erst nach Verlauf von vier Jahren die hölzerne Säule abgebrochen und erst am 30. Juni 1687 der Grundstein zur künftigen steinernen Denksäule von Kaiser Leopold I. feierlichst gelegt. Aber auch hierauf verflossen abermals sechs Jahre, bis endlich am 29. October 1693 ihre officielle Enthüllung und Einweihung stattfand.<sup>2)</sup>

### Die Pestseuche in Wien im Jahre 1679.

Obleich diese Seuche zu wiederholten Malen in Wien auftrat, so wirkte sie doch nie so verheerend wie in dem Jahre 1679.<sup>3)</sup> Sie zeigte sich damals zuerst in der Leopoldstadt und Rossau und breitete sich dann rasch über die anderen Vorstädte aus und zuletzt in der Stadt. Anfangs betrachtete man diese Seuche nur als ein Uebel, welches durch die unregelmässige Lebensweise der ärmeren Volksklasse entstanden sei, später aber, als sie schonungslos auch Vornehmere und Reichere ergriff, war der trostlose Zustand unbeschreiblich, der Schrecken und die Verwirrung allgemein. Viele adelige Familien flüchteten aus der Stadt. Der Kaiser reiste mit dem ganzen Hofstaate nach Mariazell, von da nach Graz und endlich nach Linz. Indessen wüthete die Seuche mit immer grösserer Gewalt. Ganze Wagen voll Todter wurden bei Tag und Nacht zu allen Thoren hinausgeführt, man warf sie zu Tausenden in grosse, zu diesem Zwecke eigens errichtete Pestgruben, deren es 77 gab. Heulend liefen ganze Schaaren von Kindern den Wagen nach, auf welchen ihre Eltern hinausgeführt wurden.

Die Zahl dieser verlassenen Waisen mehrte sich so sehr, dass der Stadtrath ganze Wagen voll solcher armer Geschöpfe auf's Land führen und dort auf öffentliche Kosten verpflegen liess.

Die Krankheit befiel die Menschen so rasch und nahm so plötzlich einen tödtlichen Ausgang, dass die Leute während des Gehens oder die Kinder während des Spielens oder Singens todt zu Boden fielen. Niemand wollte sich zum Krankenwarten, Niemand zum Todtenbegraben gebrauchen lassen. Die Aerzte mussten mit Gewalt verhalten werden, den Kranken beizustehen. Kirchen und öffentliche Locale wurden wegen Ansteckungsgefahr gemieden, alles Zusammendrängen in Wirthshäusern, Brod- und Fleischbänken untersagt, und selbst die Arzneien in den Apotheken zum Fenster hinausgereicht, um ja nur jede Berührung zu vermeiden. Das Uebel zeigte sich so

<sup>1)</sup> Das Bild mit darunterstehender Erklärung befindet sich auf der vorhergehenden Seite.

<sup>2)</sup> Die neue Dreifaltigkeits- oder Pestsäule am Graben stellt eine grosse dreieckige Pyramide vor, theilweise mit Wolken umhüllt, auf welchen Engel stehen. Die drei göttlichen Personen, sowie die grossen Strahlen des heiligen Geistes sind stark in Feuer vergoldet, wozu aus dem kaiserlichen Zeughause 1500 Pfund Erz geliefert wurde. Unten auf dem Fussgestelle zeigt sich die symbolische Figur des Glaubens und zu deren Füssen die scheussliche Pest in Gestalt eines hinsiechenden Weibes, welches von einem Engel zu Boden gestürzt wird. Oberhalb dieser Figurengruppe kniet Kaiser Leopold geharnischt und mit der Allongeperrücke in betender Stellung. Die lateinischen Inschriften an den Seitenwänden sind vom Kaiser selbst verfasst. Die architektonischen Arbeiten und ornamentalen Ausschmückungen sind vom Architekten Octavian Burnacini, die Figuren von Rauchmüller und Strudel (Director der kaiserlichen Akademie) und die Bauleitung vom Baron Beckers von Wallhorn besorgt.

<sup>3)</sup> In dem Zeitraume von 1197 bis 1691 trat die Pestseuche neun verschiedene Male in Wien auf, und zwar am bedeutendsten in den Jahren 1349, 1435, 1541, 1679 und 1691, am verheerendsten jedoch im Jahre 1679.

contagiös, dass sich der Nachbar vor dem Nachbarn, der nächste Verwandte vor dem Verwandten scheute. Die besten Freunde wichen einander aus, da jeder in dem Andern das unrettbare Opfer dieser furchtbaren Seuche erblicken zu müssen glaubte. Tote und Sterbende lagen haufenweise auf offener Strasse, und die Unglücklichen wurden ohne ärztliche Beschau zu Hunderten in die nämlichen Wagen und in dieselbe Grube geworfen.

In diese Zeit fällt auch die schauerliche Anekdote von dem beliebten und allgemein bekannten Wiener Sackpfeifer „Augustin“. <sup>1)</sup> Alle Armen, die sich nicht selbst verpflegen konnten, wurden auf die mit allem Nöthigen versehene Donauinsel, die von da den Namen „Spittelau“ führte, gebracht. Um Leute zum Dienste der Kranken zu gewinnen, wurde ein übergrosser Lohn geboten, und um die allmählig aussterbenden Krankenwärter zu ersetzen, fing man alles herrenlose Gesindel auf und nahm endlich die Verbrecher aus den Kerkern, um sie in den Lazarethen zu gebrauchen. Bei dieser allgemeinen Noth hatte sich Ferdinand Wilhelm Fürst von Schwarzenberg besonders ausgezeichnet. Er ritt den ganzen Tag in der Stadt herum, liess die Kranken in die Spitäler bringen und die Todten begraben; mit aller Strenge bestrafte er die Uebertreter der Ordnung und Polizeivorschriften, wie er denn in einer Woche neun Bösewichter vor den Stadthoren aufhängen liess, die in die ausgestorbenen und gesperrten Häuser eingebrochen waren und sie geplündert hatten. Viele Nothleidende unterstützte er aus eigenem Säckel und vertheilte Geld und Arzneien unter sie, begab sich in die Spitäler, wo Hunderte mitten in dem Herde der Ansteckung, schon durch die verpestete Luft allein ihr Leben einbüssten. Die dankbaren Wiener nannten ihn zur bleibenden Erinnerung den „Pestkönig“. Im November trat endlich eine scharfe Kälte ein und die Pest liess etwas nach. Im December endlich wurde die Luft noch kälter und reiner, und das Uebel verlor sich gänzlich. Kaiser Leopold kehrte von Prag nach Wien zurück, und viele Hunderte von betriebsamen Menschen fanden sich nun wieder von allen Seiten in Wien ein, welche die Verstorbenen zu ersetzen begannen, so dass Alles allmählig in das alte Geleise kam.

### Die Glückshäfen am Graben.

Die sogenannten „Glückshäfen“ befanden sich anfänglich am Petersreitthof und wurden im Jahre 1700 seit dem Neubau der Peterskirche auf den Graben vor dem heutigen Sparcassagebäude und dem abgebrochenen Hirschenhaus verlegt. Es waren Bretterbuden mit reich prunkendem Gold- und Silbergeschirr, um die Vorbeigehenden anzulocken. Jedermann konnte gegen eine kleine Einlage aus dem in der Mitte aufgestellten „Glücksrade“ (Drehfasse) eine Loosnummer ziehen, freilich meist Nieten. Dieses Glücksspiel war sehr beliebt und der Zudrang zu demselben sehr gross; besonders die ärmere Classe versuchte die Gunst des Zufalles so häufig, dass die Glückshäfen trotz ihres nahezu dreihundertjährigen Bestandes und ungeachtet ihre Unternehmer eine Abgabe an die städtische Kammer und an den Zuchthausfond zahlten, als demoralisierend

<sup>1)</sup> Augustin war dem Trunke sehr ergeben. Eines Abends passirte ihm das Malheur, im Nachhausegehen zwischen der Burg und St. Ulrich umzutaumeln und auf der Strasse einzuschlafen. Die Siechknechte (in der Meinung es sei eine Leiche) luden ihn mit anderen Todten auf einen Wagen und warfen ihn in die Pestgrube. Dort blieb er die ganze Nacht zwischen den Leichen liegen. Morgens beim Erwachen wunderte er sich nicht wenig, wie es denn möglich sein konnte, hieher zu kommen. Erst auf sein Lärmen eilten die Siechknechte herbei und befreiten ihn aus dieser grässlichen Lage. Dieses schauerliche Nachtlager schadete ihm jedoch nicht im Mindesten. Frohen Muthes kehrte er nach Hause und erzählte seinen Hausgenossen lachend, was ihm passirte. Augustin lebte hierauf noch viele Jahre voll köstlichen Humors, bis ihn am 10. October 1705 der Tod ereilte. Nach gewohnter Weise hatte er eine lustige Nacht durchgeschwelgt, wankte nach Hause, und da traf den bereits 60jährigen Mann in seinem Kämmerlein (heute Landstrasse, Hauptstrasse 120) der Schlag. Er wurde auf dem Nicolai-Friedhofe (wo jetzt am Kirchenplatz der Grünmarkt sich befindet) begraben. Neben ihm, ein Jahr später, am 10. November 1706 sein Freund und Colleague Georg Staben, einer der virtuosesten Liedergeiger Wiens.

wieder aufgehoben werden mussten. Der erste dieser Glückshäfen am Graben nahm seinen Anfang im Jahre 1700, und der letzte wurde im Jahre 1809 bloß für die Dauer der Marktzeit eröffnet.<sup>1)</sup>

Eigenthümlich contrastirten mit diesen Glückshäfen jene Hütten, die seit Beginn des Jahres 1600 von den „Pechn“, „Lebzettern“ und „Zuckerpächern“ in den Weihnachtsfeiertagen alljährlich am Graben aufgeschlagen wurden und durch die ganze Weihnachtswoche hindurch bis zu Neujahr dort aufgestellt blieben und noch heute in dem sogenannten „Krippenmarkte“ fortleben.

### Der Weihnachts- oder Krippenmarkt am Graben.

Wer erinnert sich nicht mit Freude seiner Kindheit, jener glücklichen, goldenen Tage der Sorglosigkeit und Unschuld? Wer lebt nicht gerne in seinen Kindern die fröhliche Jugendzeit noch einmal wieder? Dieser verjüngende Rückruf der Kinderjahre hat bei allen christlichen Völkern seit den ältesten Zeiten in der schönen Sitte der „Weihnachtsfeier“ seinen deutlichen Ausdruck gefunden. Und so wie schon Leopold der Glorreiche, den die Geschichte mit Recht den Vater des Vaterlandes nennt, im Jahre 1226 zur Zeit der „Weihnachts-Hochzeit“ durch die Gassen seines geliebten Wiens geritten, von den freudig überraschten Wienern jubelnd umringt und mit kostbaren Gaben beschenkt wurde, wie dies Ennenkel in seinem Gedichte uns erzählt:<sup>2)</sup>

„Mit langen porten prait	Gezirt mit edln gestain
Mit silber hart wohl perait.	Vnd vorspang von Golde
Silbrain pecher vnd ringerlein	Als mans wunschen wolde.“

so hat sich auch durch alle Wechselfälle des Lebens sechs volle Jahrhunderte hindurch die schöne christlich fromme Sitte der „Weihnachtsfeier“ bei den Wienern unverändert in dem sogenannten „Weihnachts-“ oder „Krippenmarkte“ bleibend erhalten, und die stille, heilige, salbungsvolle Weihnachtszeit mit all ihren kindischen Freuden, überraschenden Erwartungen und Ueberschwänglichkeiten war den Wienern von jeher ganz besonders theuer und ehrwürdig. Als mit Beginn des XVIII. Jahrhunderts die Nothwendigkeit einer Verkehrserweiterung am Graben eintrat, befreite man denselben von allen seinen lästigen Buden und Verkaufsständen und verlegte auch den Krippenmarkt seitdem auf den Hof. Doch büßte er auch hier nichts von seiner alten Herrlichkeit ein, vielmehr nahm er bei gesteigerter Bevölkerung und Luxus an Glanz und Grossartigkeit zu. Mit dem Verschwinden der Verkaufsstände hat der Graben seine frühere Bestimmung verloren und mit derselben auch eine andere Benennung erhalten; überhaupt änderte sich im Laufe der Jahrhunderte sein Name häufig und nahm die Benennung nach den Gegenständen an, die hier feilgeboten wurden.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Nicht zu verwechseln sind diese „Glückshäfen“ mit jenen, die aus besonders festlichen Anlässen auf städtische Kosten aufgestellt wurden, wie z. B. der erste diesfalls bekannte vom Jahre 1563 bei Gelegenheit des Einzuges Kaiser Maximilian's II., der besonders reich dotirt war, wobei die Silberkleinodien allein schon nach der städtischen Aufschreibung den Werth von 5633 Pfunden bezifferten, eine für die damalige Zeit gewiss hohe Summe. In dieser Urkunde heisst es wörtlich: „Slaichen, Rantl vnd Trintgeschirr, ein Silbrein groß Kelich, silbergurt, silber Clainat vnd silbergeschirr nit genugsam bei allen Khauffenten vnd goldschmieden aufzutreiben.“ Vide: Wiener Skizzen von J. E. Schlager, III. Band, pag. 156. Dann ebendasselbst: „Alle Glückshäfen vom Jahre 1702 bis 1727“ pag. 360 bis 363.

<sup>2)</sup> Vide: Rauch Scriptorum, I, pag. 301.

<sup>3)</sup> So erscheinen vor dem ehemaligen Freisingerhofe seit dem Jahre 1444 die Fleischstände aufgestellt, von welchen dieser Theil des Grabens über 100 Jahre „Sleischgraben“ hiess. In dieser Weise kannte ihn noch Schmelztl, der davon in seinem Gedichte spricht:

„Ich gieng von dan, tham an den Graben  
Wo Sleischbater ir Sleisch sayl haben.  
Ein Körtast zunecht bey in stet,  
Aus diem trefflich gut wasser geht.“

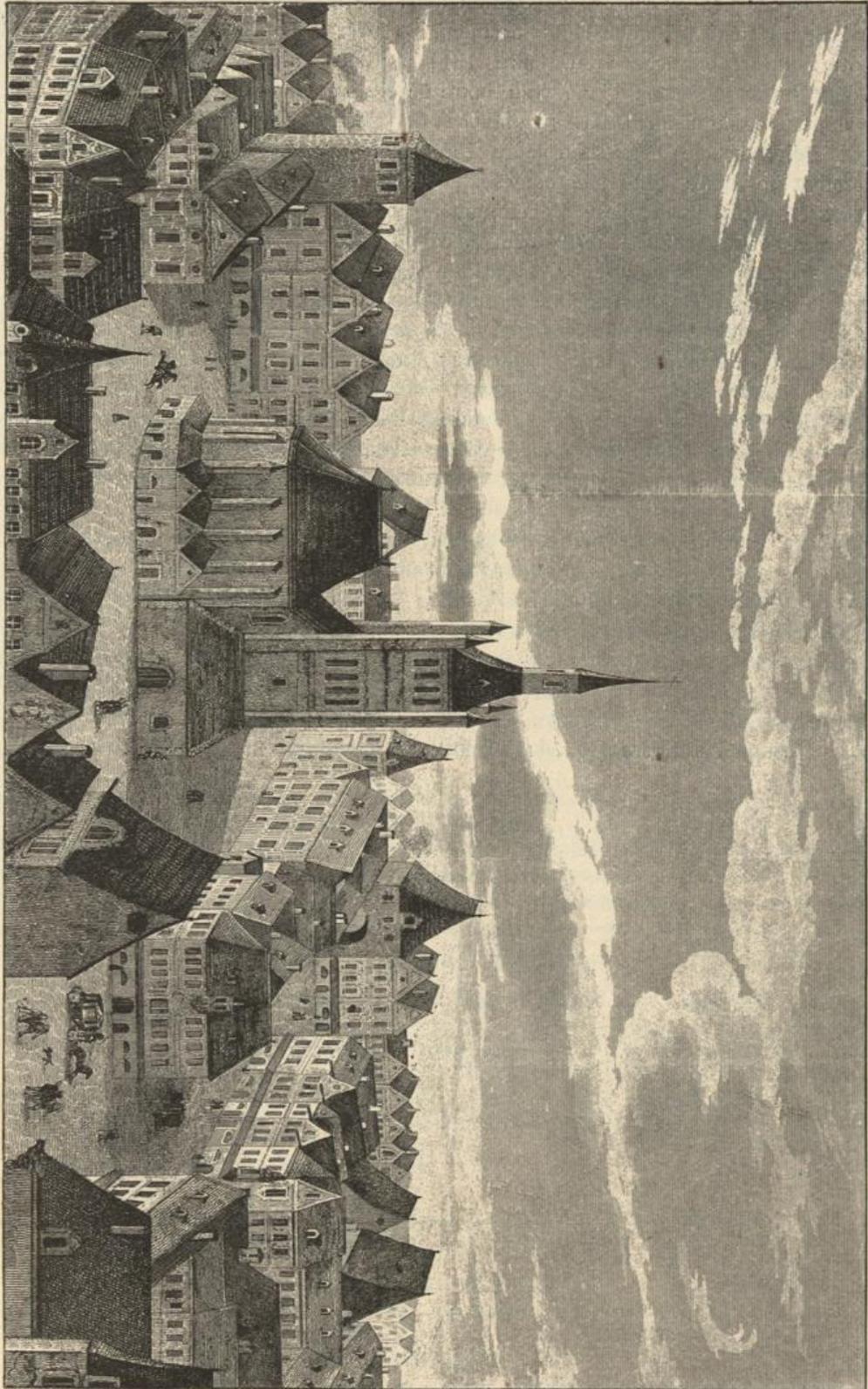
Da aber später bei erwachendem Schönheits- und Ordnungssinn die unsaubere Hantirung der Fleischer gerade am frequentesten Stadtplatz stark genirte, wurden diese Fleischbänke in den „Tiefengraben“ verlegt. Hierauf kamen in die

Wie der Graben selbst, so erlitten auch die in diesen Platz einmündenden Strassen im Laufe der Zeiten oftmalige Namensveränderungen. So hiess z. B. die heutige „Dorotheergasse“, wie aus dem Schottenstift-Grundbuche vom Jahre 1314 zu entnehmen ist, „Verberstrasse“, welcher Name noch auf dem Hirschvogel'schen Plane vom Jahre 1547 verzeichnet erscheint. Beinahe gleichzeitig mit dieser Benennung kommt auch im Grundbuche der Name „Laderstrasse“ vor. Als zu der Capelle der heiligen Dorothea, die bereits im Jahre 1353 hier gestiftet wurde, das reguläre Chorherrenstift zu St. Dorothea im Jahre 1414 hier eingesetzt wurde, verwandelte sich der Name dieser Gasse in „Dorotheerstrasse“ und behielt diese Benennung auch dann noch bei, als längst schon von Kaiser Josef II. dieses Chorherrenstift (1786) aufgehoben war, worüber der XV. Band in Vischer's kirchlicher Topographie quellengetreue Nachrichten gibt.

Die heutige „Bräunerstrasse“, noch vor Kurzem „Untere Bräunerstrasse“ genannt, kommt in ihrer ältesten Benennung nach dem Schottenstift-Grundbuche vom Jahre 1398 als „Brigidenstrasse“ vor und verwandelte sich im Laufe der Zeit in „Rad-“, „Rott-“ und „Rothstrasse“ und wird auch auf dem Wolmuet'schen Plane „Rosenstrasse“ und in dem Grundbuche vom Jahre 1586 „Hintere Preunerstrasse“ genannt. Selbst noch in dem ersten gedruckten Häuserverzeichnis Wiens („Schatz, Schuß und Schanz“) vom Jahre 1701 werden beide Benennungen: „Roth-“ oder „Untere Bräunerstrasse“ aufgeführt. Eine vielleicht aus der Epoche der Babenberger herrührende Capelle der heiligen Brigitta (*Sancta Brigida*) hatte dieser Strasse ihre älteste Benennung „Brigidenstrasse“ verliehen. Aber die damals allgemein übliche Uebersetzung des lateinischen „Brigida“ in das deutsche Wort „Breida“ dürfte die damalige *strata sanctae Brigidae* in Preydenstrasse verwandelt haben. Im Laufe der Zeit hatte sich jedoch die Preydenstrasse im Munde des Volkes in das abgekürzte Wort Preinstrasse und zuletzt wieder in Preinerstrasse umgeändert. Die in der letzten Corruption wurzelnde heutige „Bräunerstrasse“ würde daher wohl kaum mehr ihren früheren Ursprung von „Brigitta“ errathen lassen.

Die Habsburgergasse hiess noch vor Kurzem Obere Bräunerstrasse zum Unterschiede von der weiter unten gelegenen „Unteren Bräunerstrasse“. Die heutige „Spiegelgasse“ hiess „Kleine Dorotheergasse“ oder „Hinter St. Dorothea“, auch „Hintergasse“.

kleinen Häuser des Freisingerhofes die Mehlfverschleisser, und dieser Theil des Grabens hiess sodann „Mehlzeile“ oder „unter den Melbern“, welche Benennung bis gegen 1630 verblieb. Nach dem *Städtrentenpuoch* vom Jahre 1418 gab es vierzig solcher „Bäckertische“. Auch wurde hier mehrmals das sogenannte „Bäckerschupfen“ in Anwendung gebracht, eine originelle Strafe für gewissenlose Bäcker, die zu kleines Brod erzeugten. Ebenso stand hier ein altes „Kreuz“, auf welches nach der „Bäckerordnung“ vom Jahre 1635 betrügerische Bäcker gespannt wurden. Im Laufe der Zeit kam der „Brodmarkt“ auf den „Neuen Markt“ und seit 1621 erscheint der Graben als „Aiermarkt“. Mit Beginn des XVIII. Jahrhunderts erhielt der Graben abermals eine neue Bestimmung als „grüner Markt“, welche Eigenschaft er beinahe durch ein Jahrhundert beibehielt. Als solcher zeigt er sich auch auf unserem Bilde sub Figur 44 und in dem Buche „*Vienna curiosa*“ vom Jahre 1720, wo es heisst: „Auf dem Graben seynd zum Verkauf die grünen Speisen, verschiedene Sorten von dem schönsten Obst, Früchten und allerley frische Kräuter.“ In dem ältesten Häuserverzeichniss „*Schatz, Schuß und Schanz*“ vom Jahre 1701 wird der Graben auch „Kräutermarkt“ genannt. Die Benennung „Krän-“ oder „Kräutermarkt“ erhielt sich noch lange Zeit, nachdem die Grünwaarenstände von hier längst schon (1753) entfernt worden waren, und diese Bezeichnung kommt auch in alten Stadtbeschreibungen vor, z. B. bei Suhrman in seinem Buche „Beschreibung Wiens“, II., pag. 698, ebenso in Sischer's Not. Vind. IV., pag. 174, der den Graben „*Forum Herbarium*“ nennt.



*Fig. 51.*

Die älteste Peterskirche.